Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 36 (1954)

Heft: 17

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

AZ Winterthur, 23. April 1954 Erscheint jeden Freitag 33. Jahrgang Nr. 17

Schweizer Frauenblatt

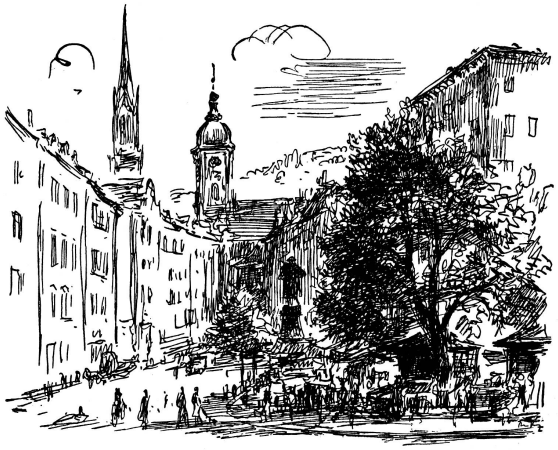
Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 13.50, halbjährlich Fr. 7.50. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.–. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Verlag: Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt», Zürich
Inseraten-Annahme: Ruckstuhl-Annoncen, Forchstrasse 99, Zürich 32, Tel. (051) 32 76 98, Postcheck-Konto VIII 16327
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Tel. (052) 2 22 52, Postcheck-Konto VIII b 58

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. Inseratenschluß Montag abend

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben



Der Bund Schweizerischer Frauenvereine tagt in St. Gallen

El. St. Nachdem vor bald einem Jahr St. Gallens Eintritt in den Eidgenössischen Bund in unserem Blatt gewürdigt worden ist, wollen wir versuchen, heute in kurzen Umrissen den aus allen Gauen herbeiströmenden Frauen ein knappes Bild über die ältere Geschichte der altehrwürdigen Klosterstadt zu geben.

St. Gallen bietet, dank seiner Geschichte, ein abwechslungsreiches Bild — es ist alte Kulturstadt und modernes Industrie- und Handelszentrum. Es birgt in seinen Mauern eine der schönsten alten Stiftsbibliotheken mit all ihren unermesslichen Schätzen — und die modernsten, in der ganzen Welt durch die Güte und Feinheit ihrer Erzeugnisse berühmten Stickerei- und Textilfabriken; zwei verschiedene Welten. Die St. Gallische Bevölkerung ist lebhafter, beweglicher als diejenige einiger anderer Ostkantone, der Humor, die Gastfreundschaft, haben mehr Raum im Zusammenleben, es ist ob alemannische Gemütlichkeit über Rhein und Bodensee herüberwirke, man will vom Leben noch etwas mehr haben als nur des Tages Müh und Lasten.

Wiege und Ursprung der Bedeutung St. Gallens war das im 7. Jahrhundert gegründete Kloster, das auf den heiligen Gallus zurückgeht, unter Abt Otmar in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts die Benediktinerregel erhielt, 818 als königliches Kloster mit einem grossen Grundbesitz bedacht wurde und von da an nicht nur auf kirchlichem Boden, sondern auch in Politik, Kunst und Wissenschaft eine führende Rolle spielte. Zu Beginn des 15. Jahrhunderts besiegelten die Appenzellerkriege den schon vorher eingeleiteten Zerfall seiner Bedeutung, welchem aber in der II. Hälfte des 15. Jahrhunderts durch den tatkräftigen Abt Ulrich Rösch Einhalt geboten wurde. Die Reformation prallte mehr oder weniger ab an der Geschlossenheit des klösterlichen Machtbezirks, im 18. Jahrhundert entstand die schöne, barocke Stiftskirche, die wunderbare Stiftsbibliothek, die in ihrer Ausgestaltung und mit ihren bibliophilen Schätzen, das Entzücken aller Besucher, und die wissenschaftliche Wonne aller Kenner ist.

Es würde zu weit führen, die ganze Geschichte dieses Klosters, seine Vereinigung mit dem Bistum Chur bis 1847, von wo an es selbständig wurde, im einzelnen aufzurollen. Tatsache ist die grosse, religiöse und kulturelle Bedeutung, welche das Kloster des Hl. Gallus im Mittelalter und darüber hinaus nicht nur diesseits des schwäbischen Meeres, sondern auch weit in alemannisches Land hinausgestrahlt hat.

Dass nun eine so reiche, kultivierte, aktive Zelle geistigen und geistlichen Lebens die Entwicklung eines grösseren wirtschaftlichen Zentrums nach sich zog, ist selbstverständlich. Neben den vielen Dienstleuten, welche eine nicht nur auf klösterliche Abgeschiedenheit beschränkte, sondern ziemlich lebhaft am politischen Geschehen teilnehmende Gemeinschaft benötigte, siedelten sich Handwerker, Bauleute, Künstler usw. um das Kloster an. Und so entstand um die Stiftskirche herum jener reizvolle Teil St. Gallens, der mit seinem teilweise gut erhaltenen, und dem modernen Verkehr noch nicht zu sehr geopferten mittelalterlichen Charakter heute noch entzückt.

Die Stadt, die sich von der im Mittelpunkt der Talsohle gelegenen Stiftskirche aus heute weit über alle Höhen ringsum ausgedehnt hat, zeugt mit ihren Villen, ihren gepflegten Gärten vom Wohlstand, den — da zum grossen Teil aus einer Luxus-Industrie stammend — von Zeit zu Zeit schwere Krisen bedroht haben, die St. Galler Stickerei, heute durch andere Erzeugnisse erweitert, der Stadt doch gebracht hat.

Die guten Mittelschulen, eine von der ganzen Schweiz aus besuchte Handelsschule, sorgen für die Ausbildung eines tüchtigen Nachwuchses; und wer philologisch und historisch belastet ist, wird durch die Stiftsbibliothek und ihren 60 000 Bänden und alten Handschriften, die Stadtbibliothek mit 200 000, und die Staatsbibliothek mit 70 000 Bänden immer wieder nach St. Gallen gezogen.

Dass aber am grossen «Bundestag der Frauen» auch der sehr grossen und vielseitigen Tätigkeit der St. Galler Frauen gedacht wird, das versteht sich. In ihrer Frauenzentrale besitzen sie das vortrefflich gesteuerte perpetuum mobile, das immer zu wieder die neuen Aufgaben entdeckt, wie Zeit und Entwicklung des sozialen Lebens sie den Frauen ständig ohne jegliche Hemmungen zur Erledigung servieren. Wir wissen um ihre Leistungen in Handel und Industrie, verlangt doch gerade die letztere tüchtige, geschulte Frauenkräfte. In Kunst und Musik begegnen wir St. Gallerfrauen, und das einzige, was uns zu wünschen übrig bliebe, wäre — wie auch mit Schaffhausen — ein etwas engeren Kontakt, ein lebhafterer Austausch.

Es liegt in den Verhältnissen, dass Randkantone ein aufgeschlosseneres Eigenleben führen, aber gerade dadurch, dass sie vielleicht doch ab und zu von aussen her wieder etwas mehr frische Zugluft erhalten, sollten sie den übrigen «Festlandfrauen» vermehrt von diesem Zugluft abgeben.

Dass der diesjährigen Bundestagung die besondere Freude zu teil wird, einer Appenzeller Landsgemeinde beiwohnen zu dürfen, verleiht derselben noch besonderen Glanz. Das «ausser dem Ring stehen» sind wir ja gewöhnt und es ist zu erwarten, dass die grosse Frauenschar durch diszipliniertes Ruhigsein demonstriert, wie gut sie es im Lauf der Jahrhunderte gelernt hat: «Zu Schweigen in der Gemeinde.»

Möge nicht nur ein guter, freundeidgenössischer Geist über die St. Galler Tagung walten, sondern auch ein strahlender Frühlingstag uns den Charme der alten Gallusstadt recht freudig erleben lassen.

Weniger Genussmittel — mehr Zivilcourage!

BWK. Weniger Genussmittel! Mehr Zivilcourage! Dies sind nur zwei der klaren und eindeutigen Alarmrufe, die ans wache Herz aller jener dringen, welchen das Wohl von Land und Volk etwas bedeutet. Wer aber ist es denn, der da ins Horn stösst, als horne der Stier von Uri zum Kampf der alten Eidgenossen? Wäre es eine Frau, die zur Besinnung ruft, eine Mutter aufwachsender Kinder, eine Fürsorgerin, eine Lehrerin? Oder am Ende ein Arzt, ein Pfarrer, ein Mann, der in einer Behörde, der im Gericht vertreten ist?

Wenn wir allerdings auch kürzlich in Locarno, im Schosse der dortigen, sehr rührigen deutschsprachigen Sektion der Vereinigung für das Frauenstimmrecht dem gehaltvollen und gedankentiefen Referat der Präsidentin des Bundes Schweizerischen Frauenvereine, Frau Dr. G. Haemmerli-Schindler, über die «Aufgaben der Frau von heute» lauschten und ebenfalls die Stimme der Mahnung, des Aufrufs zur Besinnung, zum Zusammenschluss, zur Tat im Sinne aktiver Gemeinschaft vernommen haben, so ist der uns wie ein Befehl treffende Appell zur Bekämpfung der Genusssucht und der Erziehung zur Zivilcourage diesmal nicht von einem der über 200 im BSF zusammengeschlossenen Frauenvereine, und auch nicht von einer einzelnen Frau ausgegangen.

Es ist diesmal ein Mann, ein Eidgenosse bester Art, der Schriftsteller Dr. h. c. Felix Moeschlin, der in ebenso anerkennenswerter, wie bewunderungswürdiger Unabhängigkeit, mit dem hinreissenden Mut zum tapfer gesprochenen Wort der Wahrheit in einem oktavformatigen Büchlein von gut 80 Seiten (Felix Moeschlin «Wohin gehen wir?» Drei Flammen Verlag Zürich/München 1954) Faktur mit uns redet. Die Beunruhigung, die den heute 72jährigen erfüllt, teilt sich uns mit und lässt auch uns nicht mehr ohne weiteres so ruhig schlafen, als wüssten wir alles in bester Ordnung und über die Massen wohlbestellt. Dabei aber ist der Verfasser lebendig geschriebener Romane und Erzählungen, von Reiseschilderungen und Biographien, ist der Hüttenbauer in schwedischen Wäldern, der Kurverwaltungsdirestor in Arosa, der Siedler in Brasilien, der frühere Präsident des Schweizerischen Schriftstellervereins, der Ex-Nationalrat und gewesene Redaktor, der heute am Langensee, nahe an der Grenze gegen Italien, in dörflicher Stille lebt, alles andere denn ein lebensängstlicher Mensch. Mut ist seine Devise. Mut ist seine Tat.

Nicht die Bedrohungen der Atombombe sind es denn, die den so unmissverständlich geprägte Leitsätze neuen Beginnens und rasch einzusetzenden Tuns in die Zeit, ins Volk hinausrufenden Mann beunruhigen, sondern, was ihn schreckt, ist:

Käuflichkeit des Menschen, allgemeine Feigheit, Herrschaft des Geldes, Mammutwachstum des Sportes, Absterben des Sonntags, Verserbeln der Familie, Profanierung der Liebe, Anschwellen der Ruhelosigkeit, Flucht in die Betäubung, Verarmung des Geistigen, wachsende Vermassung und Untergang der Seele.

Bereits ist die Diskussion um Moeschlins Broschüre in vollem Gange. Pro und Kontra werden je nach Temperament der Gesprächspartner- und Partnerinnen sachlich oder heftig zum Ausdruck gebracht. Es ist übrigens nur erfreulich, wenn innerhalb der Familie, während der Arbeitspause im Büro oder Atelier, im Lehrerzimmer oder bei irgendwelchem Zusammensein von Berufskollegen- und Kolleginnen, ja, auch, wenn am Wirtstisch dieser Querschnitt durch die dem Volkswohl am meisten schadenden Uebel gründlich besprochen wird. Nicht alle Zeitungen haben das gelegentlichen Zornesgewittern durchflammte kleinformatige Büchlein mit Freuden begrüsst. Einige besprachen es knapp, mit ein paar Sätzen, andere wieder überschweigen es gar.

Und die Oeffentlichkeit? Das Volk? Die Männer? Die Frauen? Die Jungen? Die Alten? Die Deutschschweizer? Die Welschen? Die Tessiner?

Die Fruchsäfte
Michel
sind naturrein und vitaminreich

Wohin rollst du Filax?

Zuerst sah ich ihn in einem Film. Seit diesem Tag nahm er in all meinen Träumen und Wünschen den ersten Platz ein. Mein Herz schlug höher, wenn ich ihn wirklich einmal auf der Strasse oder in einer Illustrierten entdeckte. Dass es unmöglich war, ihn jemals zu besitzen, war mir bewusst. Dennoch schenkte ich ihm meine grosse, wenn auch stille Liebe.

Bis eines Tages mein Traum doch Wirklichkeit wurde, mein bisheriges Leben auf den Kopf stellte und ich Einzug hielt in meinen Filmhelden. Ich erbte ihn! Natürlich nicht direkt von meiner Grossmutter, denn diese konservative, alte Dame hätte keine Lebensgemeinschaft mit ihm eingehen können. Ich jedoch war gewillt es zu tun, kaufte ihn von den mir hinterlassenen Fränkli und so wurde ich Besitzerin eines Wohnwagens, war frei, unabhängig und gewillt zu globetrotten.

Mit meinem reise- und lebenshungrigen Herzen bekannte ich mich zur Sippe derer, die wir mit leicht verächtlichem Nebenton als «fahrendes Volk» bezeichnen. Jeder biedere Bürger, der auf verbilligtem Rundreisebillett seine Ferien abfährt, hätte sein Herz verloren, wenn er mit dem mir verbliebenen Rest in der Brieftasche losgerollt wäre.

Nachdem ich mir ein Visum für alle europäischen Staaten in meinen Pass stempeln liess, klemmte ich unter den einen Arm meine Schreibmaschine, unter den anderen meine sieben Sachen, kündigte mein Zimmer und trat schnell noch dem Touring-Club bei. Mit meinem neuen internationalen Führerschein fühlte ich mich als Königin der Landstrasse. Als Zugmaschine für meinen Wohnwagen kaufte ich mir einen gebrauchten Personenwagen und da ich im allgemeinen von Autos nicht viel und im besonderen noch weniger davon verstand, verliess ich mich auf mein Glück. Das hat mir anscheinend das Auto übel genommen, denn es verliess auch mich! Heute weiss ich, dass ich es nicht nur mit Benzin füttern und mich dann auf seine Verlässlichkeit stützen kann. Seit ich begriffen habe, dass meine kosmetische Packung seinem Oelwechsel gleich kommt und mein Dampfbad gleich seiner Wagenwaschung ist, dankt mein Auto mir diese Erkenntnisse mit viel Anhänglichkeit und Treue.

Meine Erfahrungen mit Autos, Ueberlandstrassen und Wohnwagen waren also gleich null und dennoch landeten wir, von Paris kommend in Zürich und besuchten dort den Hersteller von Filax, so hatte ich meinen Wohnwagen getauft und allem Anschein nach freute Filax sich über das Wiedersehen mit seiner Heimat. Denn nie wieder sah ich seine zwei Fenster so blinken, als im Moment unserer Ankunft in Zürich. Die Einfahrt in die Werkstatt ging wider Erwarten glatt von statten und Filax begrüsste seine dort stehenden grösseren Brüder mit der Nonchalence eines erfahrenen Weltenbummlers. Er liess sich auch beim Herausfahren nicht anstreifen und benahm sich gentlemanlike in jeder Beziehung.

Wir starteten von Zürich via Rom und diese Fahrt wird mir unvergessen bleiben. Nicht weil die romantische Landschaft Italiens mich in ihren Bann zog, sondern weil ich Filax vergass, einfach nicht mit ihm rechnete. Ich liess ihn natürlich nicht in Genua auf dem Parkplatz stehen und fuhr allein los, nein, wir waren ja bereits prächtige Kameraden geworden. Aber er war mir im wahrsten Sinne des Wortes auf den Fersen. Ich hatte im Anfang immer das Gefühl von ihm überrollt zu werden. Noch nie hatte ich eine Autofahrt nach Italien gewagt, weil mir vor dem Ueberfahren der Pässe angst und bange war. Als ich nun mit Filax die erste Alpüberquerung überstand, wurde er mein Alptraum! Für die Strecke Chur - Bellinzona, über San Bernardino-Pass, die man normalerweise in einigen Stunden fährt, brauchten wir zwei Tage!

Jetzt haben wir die Kinderkrankheiten überwunden und rollen langsam oder schnell über die Landstrassen. Der San Bernardinopass kostet uns nur mehr ein Lächeln, wir sind tatsächliche Beherrscher der Strassen geworden und der Ueberzeugung, dass der Mount Everest kein Hindernis von Bedeutung für uns wäre.

Ein grosses Ereignis in unserem zivilisierten Zigeunerleben wurde Klein-Erna in Pisa. Ich stand an den Filax gelehnt und versuchte den schiefen Turm noch schiefer auf den Film zu bekommen, als mich etwas an meinem Rock zupfte. Das Etwas war Klein-Erna und sprach mich mit unverfälschtem Hamburger Dialekt an:

«Haben sie den schon mal von innen gesehen?»

«Nein, aber wer bist du denn?»

«Ich bin Erna», und mit grossen Augen fragte sie weiter, «gehört der ihnen?»

«Nein, er gehört doch der Stadt Pisa.» Klein-Erna sah mich verächtlich an.

«Och, sind sie aber doof, ich meine doch den da.» Dabei zeigte sie auf Filax.

«Ach so, das kannst du doch gleich sagen. Natürlich gehört er mir, das ist mein Filax.»

«Oh fein, kann man da auch drin schlafen, kochen, essen und wohnen?»

«Du hast aber viel vor, ja das kann man alles darin tun, auch drin spielen wenn's regnet.»

«Dann möcht' ich ihn mal gleich für meine Puppen haben!» Ich liess also Klein-Erna den Filax «von innen drinnen» besehen und bekam mit viel Geduld und vielem, vielem fragen folgendes zu hören: Klein-Erna war während des Krieges auf eine ihr unbekannte Art und Weise mit ihrer Mutti und ihrem Vati nach Italien gekommen und diese waren eines Tages, für sie auf ebenso unbekannte Art und Weise, «wech jewesen», wie Klein-Erna mit rollenden Augen erzählte. Das wusste sie natürlich nicht aus eigener Erfahrung, sondern von den Erzählungen der Witwe Pia, bei der sie als eine Art Adoptivkind lebte, seit sie als elternloses Kind in Pisa zurückgeblieben war. Das also war die Erklärung dafür, dass ich in einer Provinzstadt Italiens auf eine urwüchsige, Hamburger Klein-Erna stiess.

«Sag mal, Klein-Erna, wieso hast du denn gewusst dass ich deutsch spreche?»

«Na das ist doch klar, wenn sie mit 'ner Zürcher Nummer fahren!» Ich war geschlagen. Kurz entschlossen lud ich sie ein und liess mir den Weg zu ihrer Pflegemutter zeigen. Dort stellte sich heraus, dass Witwe Pia Klein-Erna in den letzten Kriegstagen als eine Art Strandgut aufgelesen hatte und da die Eltern des Kindes tot gemeldet waren, behielt sie Klein-Erna an Pflegestatt.

Mein neuer Schützling war nicht davon abzubringen ihre Puppen in ein «richtiges, fahrbares Haus» zu legen und auch einmal eine Ferienreise zu unternehmen, so als «hätte ich mal eine richtige Mutti», wie Klein-Erna sagte. Diesem Argument gab mein leicht angeschlagenes Herz fast nach und ich war schon nahe daran sie mitzunehmen. Klein-Erna musste meine Gemütsbewegung bemerkt haben, denn sie drückte bei Witwe Pia und mir so stark auf die Tränendrüsen, so dass ich etwas später auf den Gashebel drückte und Klein-Erna glückstrahlend neben mir sass. Wir fuhren Richtung Rom. Sie schaute sich immer um und wollte sich vergewissern, dass das fahrbare Haus auch wirklich mitkomme.

Als wir durch Ostia rollten, entschlossen wir uns einige Tage am Strand stehen zu bleiben. Ich kuppelte Filax ab, stellte ihn so, dass ihn die Brandung

Ein alter Tessiner in seiner kleinen Küche oben am Berg über Brissago will, beim Kaminfeuer sitzend, mehr davon erfahren, was der Consigliere vom übertriebenen Alkoholgenuss, vom masslosen Rauchen, der Sporttoto-Seuche, der Vermassung, dem Verfall der Familie, vom Fehlen der Zivilcourage alles schrieb; denn auch er in der scheinbaren Enge seines kleinen Bauernlebens — der allerdings in der Fremde war und unser Land kritisch von aussen her besehen und kennen lernte — befasst sich mit der brennenden Frage, wohin wir gehen, wenn wir so weitergehen.

Andere wieder, Wirte begreiflicherweise, Geschäftsinhaber, Hausfrauen, Verkäuferinnen, so weit man sie befragt, sind voller Abwehr dagegen, dass man, wie sie sagen, «den Teufel an die Wand male». Oder sie reden, ein wenig oberflächlich und unüberlegt, gleich vom «ewigen Moralisieren, von dem man nachgerade genug habe». Halt! Dies nun stimmt nicht! Wer sich in das uns allen wohl nicht restlos und durchgehend zusagende Werklein, das erfreulich frisch und geradezu spannend geschrieben ist und den Kenner helvetischen Volkes und Landes auf jeder Seite verrät, vertiefen wird, muss zugeben, dass hier einer, von ehrlicher Beunruhigung erfüllt, Tatsachen feststellt, sie unters Licht der Betrachtung rückt und uns dabei Nachdenke-Aufgaben die Menge aufgibt. Die Männer und die Frauen, die Väter und die Mütter, die Verantwortlichen in den Behörden, die Chargierten in den Verbänden, Unternehmer und Arbeitgeber, Handwerker und Arbeiter, die Intellektuellen, alle ... jedes, du, ich, wir ... sind in Gemeinschaft zur Besinnung, zu staatsbürgerlicher, zu eidgenössischer, zu zeitgenössischer Besinnung aufgerufen.

Immer wieder haben allerdings Frauen in ähnlicher Weise den Finger auf dieselben wunden Stellen gelegt, sie haben in genau solch ehrlich leidenschaftlicher Besorgnis Worte der Mahnung ausgesprochen und niedergeschrieben. Aber, da einsichtige Frauen ohnehin übermässigen Alkoholkonsum und Sittenverwilderung seit je anprangern ..., war oft das Echo sehr gering, kaum vernehmlich. Nun immerhin meldet sich ein Mann zum Wort, kein Duckmäuser und Schwächling etwa, der sich aus den Niederungen eines zurückgezogen geführten oder im Sinne tätigen Daseins verfehlten Lebens aufmachen und nun donnernd die Stimme erheben will, sondern ein Bürger, der sein Bürgertum unter Beweis gestellt, ein geistig lebendiger Diener am Wort der blanken Feder, ein Familienvater, einer, der draussen in der Welt gewesen und viele Erfahrungen gesammelt hat.

Sollen wir zitieren? Die 860 Millionen, welche die Schweiz im Jahr für Alkohol ausgibt, für Milch die Hälfte, in welchen Summen aber die indirekten Ausgaben, wie Einkommensverluste infolge Spitalaufenthalt, Untätigkeit oder Beeinträchtigung des Arbeitsvermögens und die Aufwendungen des Staates für den durch den Alkohol verursachten Anteil der Besetzung der Irrenhäuser, Gefängnisse und Zuchthäuser nicht enthalten sind? — Die 20 bis 30 Prozent der Patienten in den Männerabteilungen, die vielen Frauen, die Alkoholkranke sind? 80 Prozent der tuberkulosen Männer über 40 Jahre sind chronische Alkoholiker. —

Ein Drittel bis ein Viertel unserer Kriminellen handeln in alkoholisiertem Zustand oder sind chronische Trinker. —

Der Alkoholismus der Frauen ist im Zunehmen begriffen. —

Der Verkauf von Schokolade-Artikeln mit Likör nimmt immer mehr überhand. —

400 Millionen werden jährlich für Tabakfabrikate ausgegeben. —

In der Schweiz werden jährlich 6 Milliarden Zigaretten gerauscht usw. usw.

«Den Frauen muss das Stimmrecht gegeben werden!», fordert Moeschlin, «um der Ganzheit willen! Das Leben braucht zur vollen Entwicklung die Vertretung beider Standpunkte. Denn die Frauen wissen Dinge, von denen wir Männer nichts wissen. (Vom Verfasser im Druck besonders hervorgehobener Satz.) — Doch ohne Zunahme der Zivilcourage werden wir keinen Erfolg haben. Das gilt für die Frauen ebensogut wie für die Männer. Leider ist die Feigheit als Rücksichtnahme auf die Verhältnisse, als ein Sich-Anpassen häufiger als der Mut, — nicht zum Vorteil für die Heranbildung unserer Jugend.»

Und:

«Durch Mut wird eine Gemeinschaft aufgebaut, durch Feigheit verraten — und zwar schon durch die Feigheit in jenen Dingen, die man als klein und unbedeutend bezeichnet, um sich zu entschuldigen. Um vollwertiges Mitglied der Gemeinschaft zu werden, braucht es im Menschen das Gleichgewicht zwischen Körper und Geist. — So gut es einmal notwendig gewesen ist, einen Verband für Leibesübungen zu schaffen, so muss heute ein Verband für Geistesübungen gegründet werden. Um ihn zu ermöglichen, braucht es die Vereinigung aller auf die Verkündigung, Ausbreitung und Betätigung des Menschlichen gerichteten Kräfte, braucht es einen Generalstab, braucht es eine allgemeine geistige Front!»

Hier nun treffen sich die Forderungen des um das geistige und sittliche Wohl unseres Landes und Volkes beunruhigten Bürgers mit jenen der nicht minder um dieselben Belange besorgten Präsidentin des Bundes Schweizerischer Frauenvereine, indem beide zum Zusammenschluss, zur Gemeinschaft aufrufen, zur Verteidigung allerdings nicht nur von Grund und Boden und Gut und Blut, sondern zur Verteidigung alles dessen, was des Geistes und des Guten, was des Fortschritts und der Zukunft ist.

Kleine Erinnerung an Gertrud Bäumer

Ende der Zwanziger Jahre war es als in der Sorbonne, Paris, ein Kongress des Internationalen Verbandes für Frauenstimmrecht stattfand. Vollgefüllt zur Eröffnungsfeier war die gewaltige Aula, nicht nur mit Delegierten aus aller Herren Länder, sondern auch mit einer bedeutenden Gefolgschaft von Parisern und Pariserinnen, die interessiert dieser Weltschau beiwohnen wollten. Standen nicht auf dem Programm berühmte Namen, unter anderem Gertrud Bäumer und die 80jährige Herzogin d'Usès? Letztere sollte den Abend mit einigen Worten eröffnen. Das war etwas Besonderes, denn die Herzogin galt als «la dernière grande dame de France» und wie mir eine neben mir sitzende Pariserin erklärend sagte, gebe die Anwesenheit der alten Dame dem Kongress einen besondern Stempel, da sie den allerhöchsten Kreisen Frankreichs angehörte und trotzdem eine überzeugte «Frauenstimmrechtlerin» war. Die gebrechliche, kleine Dame wurde von einem der höchsten Würdenträger Frankreichs hinein und an das Rednerpult geführt. Dort hielt sie in ihrer feinen Greisinnenstimme, die mich an den hellen Klang einer Sumiswalderpendule erinnerte, ihre kurze Begrüssungsansprache. Unmittelbar darauf wurde sie ihres Alters wegen hinausgeführt, wieder in hoher Begleitung und unter grossem Beifall der Versammlung.

Dann aber folgte die Rede von Gertrud Bäumer. Dies war nach dem Ersten Weltkrieg nicht eine selbstverständliche einfache Sache, als Deutsche vor Frankreich zu reden. Sie hielt ihre Rede in französischer Sprache, aber mit einem deutschen Akzent, der nicht ganz dem eleganten französischen Idiom entsprach. Aber wie sich G. Bäumer auszudrücken verstand! Es war so wunderbar, was sie sagte, so inhaltsvoll ausgedrückt, dass man ganz in eine Verzauberung geriet. Gegen den Schluss der Rede, ging sie auf das Werk eines jungen, französischen Dichters ein, es mag St. Exupéry gewesen sein und das Ganze klang in eine sehnsuchtsvolle Hoffnung nach Völkerverständigung aus. So bewegend und aufwühlend klang dies, so ergriffen waren alle, dass Mme Malaterre, die natürlich auch zu den Erwählten der Eröffnungsfeier auf dem Podium zählte, spontan aufstand, auf G. Bäumer zuging und sie mit einem Kuss umarmte. Da erhoben sich die Anwesenden alle, standen in Ergriffenheit da, aus dem Gefühl heraus, als sei damit eine Verständigung der beiden feindlichen Nationen möglich geworden, als hätte man in eine beruhigte Zukunft ohne Kriegsgefahr Einblick gewonnen. Ja, vielen flossen Tränen über die Wangen herab, als sei ein Sieg gewonnen. —

Wie erging es aber G. Bäumer, als sie nach Deutschland heimkehrte? Man konnte es später in ihrer Zeitschrift «die Frau» lesen, als sie auf Anfeindungen, denen sie von nationalistisch gesinnten Frauen nun ausgesetzt war, entgegnen musste, die sie wegen der Spontaneität von Frau Malaterre angriffen und sie als unpatriotische Deutsche hinstellten.

Es war dies für G. Bäumer und auch für uns ein bitteres Erwachen aus hellen Zukunftsträumen, denen wir uns hingegeben hatten. Wiederum waren Schatten über die Zukunft Europas gefallen. —

E. Str.

Singvögelschutz

Es gibt wohl kaum einen Schweizer, den der Frühling nicht nach Italien lockt. Die meisten Touristen fühlen sich dort wohl, staunen ob den Kunstwerken, geniessen die Vorzüge des Klimas und befreunden sich mit dem italienischen Wesen. Wer unter diesen Reisenden empfindet aber nicht eine Wehmut, wenn er Zeuge des dort üblichen Vogelfanges wird? Wer hat nicht Mühe, seine Entrüstung zu unterdrücken, zu schweigen beim Anblick der auf dem Markt und in den Läden zum Kauf angebotenen toten Sänger? An langen Schnüren hängen sie da und werden von Hausfrauen, sogenannten ausgezeichneten Köchinnen, betastet und ausgewählt. In den Gaststätten fehlt die Anpreisung dieses lukullischen Gerichts nirgends, und gar oft bestellen es auch Schweizer Wer als Ausländerin in Italien lebt, hört fortwährend das Argument, dass diese Vögel nun eben tot seien und ob die eine oder die andere Hausfrau sie brate: gegessen werden sie sowieso. Und damit entschuldigt man seine eigene Herzlosigkeit, die den gastronomischen Verlockungen frönt. Es sind ja nicht nur die Italiener, die dem Vogelfang obliegen und deren Geschäfte «Polenta cogli osei» anpreisen, sondern ebensowohl die Tessiner. Wenigstens erzählte vor ungefähr einem Jahrzehnt ein namhafter Volkshochschuldozent, es sei ihm dort unten erwidert worden, das Gesetz sei zwar da, doch werde es nicht gehandhabt. «Die einzigen, die es halten, sind die vier Nägel», gemeint sind die Stifte, mit denen die Publikation befestigt ist. Hier bewährt sich das Wort: «Wo kein Kläger ist, da ist auch kein Richter.»

All das wäre vielleicht noch hinzunehmen, wenn der Brauch doch so tief wurzelt und in dem betreffenden Gebiet selber keine Gegenwehr existiert. Aber dagegen müssen wir alle aufstehen und unserer Empörung Ausdruck geben, dass der Anflug der Zugvögel durch Radio Rom gemeldet wird, um den Vogelfängern Zeit und Richtung des Vogelfluges zum voraus kundzutun und ihnen hiermit das Ausbreiten der Netze zu erleichtern. Also ein noch nie dagewesener Vogel-Massenmord. Berömünster verkündete das vor einigen Tagen und fügte bei, dass sofort offizielle Schritte unternommen worden seien, um die italienische Regierung auf diese unerhörte Unmenschlichkeit aufmerksam zu machen und unverzüglich ein Verbot zu erwirken. Hat die Verrohung uns denn so weit gebracht? Fühlen wir nicht, wie wir uns der hilflosen Kreatur gegenüber versündigen? Nicht nur aus Interesse der Landwirtschaft gegenüber, nicht um der Schädlingsbekämpfung willen, die ja zum Schlagwort unserer Zeit geworden ist und die Chemie auf den Plan gerufen hat, sondern aus reiner Menschlichkeit sollen und wollen wir Einsprache erheben. Dem weiblichen Geschlecht ist auch eine weitere Gelegenheit geboten, für den Vogelschutz zu wirken, indem es sich nicht mit Federn schmückt. Die Mode ist Königin, und wenige Frauen überlegen sich jeweilen bei der Anschaffung eines Hutes, welchen Charakter sie zur Schau tragen, wenn ihre Wahl auf Federschmuck fällt. Hier sollte der Tierschutzgedanke Fuss fassen; von hier aus soll die Mutter auf ihr Kind wirken; hier kann sie weibliches Fühlen offenbaren und ausstrahlen. Zärtlichkeit den auf uns angewiesenen Singvögeln gegenüber ist auch eine erzieherische Aufgabe.

Ai.

Politisches und anderes

Das Mandat der Schweiz in Korea

Der schweizerische Gesandte, Minister Bruggmann, sowie der schwedische Botschafter Boheman haben im Staatsdepartement in Washington vorgesprochen, um die Arbeit der schweizerischen und schwedischen Delegationen in Korea zeitlich zu begrenzen.

Die amerikanischen Garantien für die EVG

Präsident Eisenhower richtete am Freitag eine Botschaft an die Ministerpräsidenten der sechs Länder der europäischen Verteidigungsgemeinschaft in der die Stellung der Vereinigten Staaten gegenüber der EVG definiert wird. Eisenhower unterstreicht darin die grosse Bedeutung, die er der EVG beimisst und garantiert die Belassung amerikanischer Streitkräfte in Europa solange eine Bedrohung für dieses besteht, sowie der Schutz jedes einzelnen, der EVG-Staaten und der EVG in ihrer Gesamtheit. Ferner wurden enge Verbindung der amerikanischen Armee mit der Europa-Armee und vermehrte Informationen über neue amerikanische Waffen zugesagt.

Dulles in Paris

Der amerikanische Staatssekretär Dulles führte in Paris Besprechungen mit Aussenminister Bidault. Es wurden die Möglichkeiten eines Sicherheitspaktes für Südostasien im Rahmen der UNO-Charta geprüft.

Der Machtkampf in Kairo geht weiter

Aegypten hat über die Osterfeiertage einen neuen Umschwung erlebt. Oberstleutnant Nasser hat das Ministerpräsidium in einem neuen Kabinett übernommen aus welchem alle Anhänger des Präsidenten Naguib ausgeschaltet worden sind. Naguib bleibt weiterhin Staatspräsident und Vorsitzender des Revolutionsrates.

Menschenraub in Berlin

Nach einer Mitteilung der Westberliner Polizei ist einer der führenden Vertreter der russischen Widerstands-Organisation in Westdeutschland, Doktor Truchnowitsch, in den Sowjetsektor Berlins entführt worden.

Die Suspendierung Dr. Oppenheimers

Die Atomenergie-Kommission in Washington hat den Erbauer der ersten Atombombe, den berühmten Atomphysiker, Dr. J. Rob. Oppenheimer, in seinem Amte aus Sicherheitsgründen eingestellt. Die Suspendierung Oppenheimers stützt sich auf seine früheren Verbindungen zu kommunistischen Kreisen.

Papst Pius XII. gegen den Atomkrieg

In seiner Osterbotschaft verurteilte Papst Pius XII. die Atomwaffen und forderte ein internationales Abkommen gegen die atomische, biologische und chemische Kriegsführung. In gleichem Sinne äusserte sich in seiner Osteransprache der Erzbischof von Canterbury, Haupt der Anglikanischen Kirche.

158 Priester in jugoslawischen Gefängnissen

Der Präsident der Kommission für die Beziehungen zwischen Staat und Kirche, Radosavljevic, erklärte, gegenwärtig befänden sich in Jugoslawien 158 Priester im Gefängnis, nämlich 124 katholische, 32 orthodoxe und 2 protestantische.

Die durchschnittliche Lebensdauer in Indien

Die indische Behörden veröffentlichten am Mittwoch einen Bericht, in dem es heisst, das durchschnittliche Lebensalter eines Inders sei 32 Jahre und fünf Monate, dasjenige einer Inderin 31 Jahre und sieben Monate. Im Jahre 1951 hätten diese Zahlen 26 Jahre und elf Monate, respektive 26 Jahre und sieben Monate betragen.

Die Opfer von Bikini

Professor Sisao Morita von der Universität Tokio stellte fest, dass die 23 japanischen Fischer, welche nach der atomischen Explosion auf Bikini am 1. März 1954 durch radioaktive Asche Verbrennungen erlitten, unheilbar krank sind.

Internationale Aktion zur Krebsbekämpfung

In seiner soeben zu Ende gegangenen Session, hat der Exekutivrat der UNESCO einstimmig beschlossen, dass die UNESCO die Initiative zu einer internationalen Aktion zur Krebsbekämpfung ergreifen soll.

Junge Blutspenderinnen

Die jüngsten Blutspenderinnen Frankreichs sind zwei Mädchen im Alter von 6 und 10 Jahren, welche in Nancy die Rettung mehrerer an Keuchhusten und Masern erkrankter Säuglinge ermöglichten.

Die Berner Altstadt gerettet

Die Burgergemeinde der Stadt Bern hat mit 848 gegen 56 Stimmen den Kaufvertrag um 7 Häuser an der Gerechtigkeitsgasse und Junkerngasse genehmigt. Der Kaufpreis beträgt 1 045 000 Franken.

Abgeschlossen Dienstag, 20. April 1954. *cf*

---

nicht erreichen konnte und fuhr nach Rom um Einkäufe zu besorgen. Klein-Erna ermahnte ich zur Vorsicht und liess sie mit einem dicken Paket Vorschriften für Filax zurück und mit ausführlichen Anweisungen was sie tun dürfe und was nicht.

Am Nachmittag kam ich zurück und wunderte mich, als ich Filax nicht auf den ersten Blick sah. Als ich ihn und Klein-Erna endlich entdeckte, stand mein Herz still! Beide standen bis zum Bauch im Wasser, Filax mit offener Tür und sein Inneres war zu einem Drittel mit Wasser angefüllt! Jauchzend und spritzend krabbelte Klein-Erna aus ihm heraus und winkte mir zu.

«Aber Klein-Erna, habe ich dir nicht gesagt du sollst Filax nicht einen Zentimeter vom Fleck rükken und ausserdem auf ihn acht geben?» Ueber diesen Vorwurf war sie sichtlich erstaunt und strahlte mich weiter an:

«Ich hab' ihn ja nicht weggerückt. Ein paar grosse Jungen haben mir nur geholfen ihn ins Wasser zu schieben, weil ich doch da besser auf ihn aufpassen konnte. Und dann hab' ich die ganze Zeit acht gegeben, dass kein Fisch in ihn hinein schwamm, weil er das vielleicht nicht leiden mag!»

«Aber warum hast du ihn denn überhaupt ins Wasser geschoben?

«Ich habe eben gedacht, weil ich doch gut auf ihn aufpassen soll und die Sonne so heiss war, dass er auch gern baden möchte.»

Und mit dem Brustton der Ueberzeugung sagte sie weiter:

«Da er ja nicht schwimmen kann, hab' ich ihn auch gar nicht weit hineingeschoben!»

Ich holte mir also zwei Fischer und mit vereinten Kräften zogen wir Filax an Land. Den restlichen Tag brauchte ich um ihn trocken zu legen. Klein-Erna verstand nicht warum ich an diesem Tag nicht mehr sonderlich lieb mit ihr war.

Zehn Wochen waren wir durch Italien gerollt. Wir fuhren durch kleine, abgelegene Fischerstädte. In der Gluthitze des italienischen Südens standen die Häuser mit den weissen Fassaden und hielten mit geschlossenen Fensterläden ihren Mittagsschlaf. Unter schattenspendenden Bäumen liefen wir über kühle Marmortreppen, wir standen am Quai und winkten den auslaufenden Schiffen einen Gruss nach, oder wir rollten am Abend durch die belebten Strassen der Hafenstädte und stoppten vor einem der vielen Restaurants, die die Strassen aller italienischen Städte säumen.

Ich dachte nun an die Rückfahrt und wollte Klein-Erna wieder bei Witwe Pia abgeben, da überraschte sie mich mit der Frage:

«Der Filax gehört doch dir? Ja? Und den hast du doch ganz früher auch nicht gehabt. Ich habe dich ganz früher auch nicht gehabt, aber könntest du mir nun nicht auch gehören? Weisst du meine Puppen müssen doch eine Oma haben.»

Ich hatte zwar nie geglaubt, dass ich aus heiterem Himmel und so unvorbereitet zur Oma avancieren könnte, aber schliesslich und endlich im Unterbewusstsein zählte ich Klein-Erna schon mit dazu. Sie hatte bereits sämtliche Tasten meiner Schreibmaschine verbogen, hatte zwei abgedrehte Filme in die Sonne gelegt und aufgerollt und den Filax gebadet. Einige Tage später, um das Baden wieder gut zu machen, hatte sie ihn mit Fettcreme behandelt und gänzlich eingeschmiert. Als ich die Bescherung sah, lagen drei meiner grossen Cremedosen leer am Boden. Ihre Stimme schlug über vor Freude, als sie mir sagte:

«Das wird ihm aber gut tun nach dem Baden, gib mir mal dein Sonnenöl damit er vielleicht braun werden kann.»

Alle Anhäufungen Klein-Ernas Liebe zu Filax und mir habe ich ertragen und das war ein deutliches Zeichen, dass mein Herz mitsprach!

In jeder grösseren Stadt sah Klein-Erna eine «noch etwas grössere und soo schöne Puppe», so dass mein Honorar für sämtliche Artikel die ich auf dieser Italienreise schrieb, bereits in ihren Puppen investiert ist. Es bleibt mir nun nichts anderes zu tun übrig, als mit Witwe Pia sehr ausführlich zu sprechen, dass ich Klein-Erna ganz bei mir behalten kann. Denn jetzt muss ich ein Buch über Weltenbummler schreiben und wie sollte ich das wohl ohne meinen kleinen Globetrotter tun? Ausserdem muss ich schnell arbeiten, damit ich uns einen grösseren Filax kaufen kann. Denn wo sollte ich sonst Klein-Erna und die sich immer mehr anhäufenden Puppen verstauen?

Margarete Dorell

Von Büchern

Franz Zagiba: Tschaikovskij. Amalthea Verlag, Zürich, Leipzig, Wien.

In subtiler Kleinarbeit, jedoch nie die grosse Linie vernachlässigend, zeichnet Franz Zagiba Leben und Werk dieses grossen russischen Komponisten nach. Elternhaus, musikalische Entwicklung, erste Versuche künstlerisch selber etwas zu schaffen bis zu den Erfolgen und Enttäuschungen seines Lebens werden ungemein plastisch geschildert. Der Konzertbesucher wird Franz Zagiba besonders dafür Dank wissen, dass er die einzelnen Werke und das Verhältnis ihres Schöpfers zu ihnen so klar herausarbeitet. Anderseits aber bedeutete das Sichten und gegeneinander Abwägen der Fülle biographischen Materials eine Leistung, die an Einfühlungsvermögen und geistigen Weitblick, Musikverständnis und Kenntnis russischer Zustände grosse Anforderungen stellte. Mit Biographien und Aerzten, die gewisse Behauptungen ohne gründliches Quellenstudium übernahmen oder vertraten, setzt sich der Verfasser anhand aller nur möglichen Unterlagen auseinander. Sehr wertvoll sind die zahlreichen brieflichen Aeusserungen des Komponisten, seiner Familienangehörigen (er war besonders mit einer Schwester und einem Bruder zeitlebens sehr verbunden) und Freunde.

So ersteht das Lebensbild eines Menschen, nach Höchstem strebend, oft innerlich zerrissen, ringend mit sich und mit seinem Schicksal, der Musik als Erfüllung seines Wesens verpflichtet. Zahlreiche Bilder bereichern dieses Werk von Dr. Fr. Zagiba, Privatdozent für slavische Musikgeschichte an der Universität Wien. Als Ostergeschenk für Musikfreunde und reife junge Menschen sei es besonders empfohlen.

re

Madame du Barry, von Karl von Schumacher. Amalthea Verlag, Zürich, Leipzig, Wien.

Es ist die spannend und anregend geschriebene Geschichte einer jener grossen französischen Mätressen, welche in früheren Jahrhunderten, als starke Persönlichkeiten oft den grösseren Einfluss auf die Weltgeschichte hatten als die betreffenden Herrscher allein es gehabt hätten. Das 18. Jahr-

Widschaja Lakschmi Pandit

Zuverlässige Augenzeugen berichten, dass Widschaja Lakschmi Pandit sich bei ihrer Amtstätigkeit als Vorsitzende der UNO-Vollversammlung so hoheitsvoll benehme, dass sie stundenlang fast unbeweglich auf dem Präsidentenstuhl verharre, mit völlig beherrschtem Gesicht, das nicht einmal das Zucken eines Mundwinkels zeige. Sie sitzt da, wie ein indisches Götterbild, nur die dunklen Augen leben im schönen, faltenlosen Antlitz. Es wird ferner erzählt, dass bei den Sitzungen eine eisige Kühle von ihr ausgehe, die es ihr ermögliche, über dem Streit der Meinungen zu stehen. Sie habe sich Respekt verschafft bei den Delegierten. — Tatsächlich brachte sie es fertig, den Redefluss Wyschinskis einzudämmen, der so gerne vom Thema abschweift; sie rügte auch mit Erfolg den Amerikaner Lodge, dem sie befahl, Zwischenreden zu lassen und sich hinzusetzen. So verhält sich die blumenhaft aussehende Inderin im UNO-Gebäude.

Ausserhalb jedoch, wenn sie nicht amtiert, legt sie die amtliche Zurückhaltung gerne ab. Sie beweist dann, was sie über sich selbst aussagte: «irgendwo muss in meiner Ahnenreihe ein Vorfahre sein, der den Kampf liebte, und dieses streitbare Blut ist gewiss auf mich überkommen. Es lebt auf, wo es sein Feuer beweisen kann!» Mitunter redet sie recht schneidend. So erklärte sie zum Beispiel vor einer Frauenversammlung in New York, die Satzung der UNO sei zu einem Wörterbrei gemacht worden und bei der Zitierung der Paragraphen handle es sich nur noch um Beruhigungstropfen für das Gewissen, doch an die Schaffung eines Friedensklimas denke niemand mehr. Zugegeben, das könnte der Ausruf eines zornig gewordenen Friedensengels sein, doch diese Inderin, die sich so meisterlich beherrschen kann, hat diese Worte sicherlich nicht im Eifer, sondern in wohlbedachter Ueberlegung gesprochen, einer bestimmten Wirkung wegen, die wahrscheinlich ausgelöst werden sollte. Es wäre falsch, in ihr eine Frau sehen zu wollen, der manchmal die Zunge durchgeht, denn gerade das dürfte ihr kaum jemals unterlaufen sein. Daher erregte es Aufsehen, als sie anlässlich einer Rede, die sie im New Yorker Wirtschaftsclub hielt, in klaren Sätzen ausführte, dass das, was heute als kommunistische Gefahr für Asien bezeichnet werde, grösstenteils von den Alliierten im Kriege gegen Japan ins Leben gerufen worden sei. Der vorherrschende Geist Asiens, so behauptete sie, sei der Nationalismus und der sei demokratisch. — Die Gleichung Nationalimus gleich Demokratie ist und bleibt befremdend. Dennoch muss man sich damit abfinden, dass Widschaja Lakschmi Pandit als Nationalistin denkt, fühlt und vor allem handelt. Es ist auch noch gar nicht lange her, dass sie verkündete: «Uns allen, die wir die farbigen Rassen der Menschheit vertreten, ist eine schwere Pflicht auferlegt: Wir müssen diese Vollversammlung der Vereinten Nationen immer wieder daran erinnern, dass Afrika und Asien nicht mehr länger gewillt sind, die Behandlung zu dulden, die ihnen von seiten und im Namen einer weissen Zivilisation zuteil wird.» Das ist schon eine ziemlich deutliche Offenbarung ihres Strebens. Andernteils bekannte sie freimütig: «Meine grösste Genugtuung ist der Gedanke, dass ich — in welch kleinem Masse auch immer — mithelfen konnte, das alte Vorurteil zu zerstreuen, Frauen könnten keine Männerarbeit leisten.» — Nun, sie hat bereits jetzt die Arbeit von mehreren Männern geleistet, für ihr Volk und für ihren Staat, die Indische Union.

Angesichts der Vielseitigkeit dieser hervorragenden Inderin, dieser ausgesprochenen Asiatin, ist es notwendig, ihren Werdegang zu verfolgen, um zu verstehen und zu begreifen, was diese Frau erreicht hat und wahrscheinlich noch leisten wird, ohne Rücksicht auf westliche Wunschträume, die in ihr vor allem die grosse Bahnbrecherin des Frauenrechtes sehen wollen.

Frau Pandit wurde am 18. August 1900 in Allahabad geboren. Ihr Vater war der reiche indische Rechtsanwalt Motilal Nehru, welcher der höchsten Kaste Indiens, der der Brahmanen, angehörte. Die Familie Nehru stammte aus dem Gebirgsland Kaschmir. Die Eltern gaben der Kleinen den Namen «Swarup» (Die Schöne). Damals war ihr Bruder Nehru, der heutige Ministerpräsident Indiens, schon zehn Jahre alt. Später bekam sie noch eine Schwester, Krischna genannt. Motilal Nehru, der Rechtsanwalt, englisch erzogen, fühlte sich als Bürger des britischen Weltreiches; er liess auch seine Töchter westlich unterweisen. Die Mädchen hatten Privatlehrer, eine englische Governess; sie lernten reiten. Die Mutter jedoch, der westlichen Welt abgewandt, erzog die Kinder indisch, Swarup, wie Frau Pandit damals hiess, wuchs auf wie ein Mädchen aus wohlhabendem Hause. Die vielfältige Welt, die im grossen Indien überreich war an Gegensätzen der Rassen und Religionen, schärfte ihren Blick, der durch Auslandreisen der Familie noch geweitet wurde. Den Abschluss ihrer Ausbildung erhielt sie mit ihrer Schwester Kirschna in einem Pensionat in der Schweiz. Inzwischen hatte sich aber der Vater vom Westen abgewendet, denn er geriet unter den Einfluss von Gandhi. Sein Haus in Allahabad wurde zum Treffpunkt von Führern der Kongress-Partei der er sein gesamtes Vermögen zur Verfügung stellte, Swarup jedoch befasste sich bis dahin weder mit Politik noch mit Frauenrechten. Sie war die gehorsame Tochter, die am 10. Mai 1921 den indischen Rechtsanwalt und anerkannten Sanskrit-Gelehrten Ranjit Sitaran Pandit heiratete, weil ihn ihre Eltern, auf Vorschlag von Gandhis Privatsekretär, als geeigneten Ehemann ausgesucht hatten. Nach brahmanischer Sitte erhielt die Frau bei der Verehelichung einen völlig neuen Namen durch den Gatten. Sie hiess fortan Widschaja Lakschmi, was auf deutsch «Göttin des Sieges» bedeutet. Ihre Hochzeit, die gerade auf den Jahrestag des indischen Aufstandes von 1847 fiel, wurde von den Briten als unheilvolles Vorzeichen gedeutet, zumal viele indische Patrioten an der Feier teilnahmen. — Zunächst lebte Frau Pandit zurückgezogen. Sie gebar drei Töchter: Chandra Lekha, Narayan Tara und Rita Vitasta. Erst 1932 kam die Wendung. Als damals die meisten Führer der indischen Unabhängigkeitsbewegung von den Briten verhaftet worden waren, sprang sie ein. «Ich hatte keinen klaren Gedanken im Kopf. Plötzlich aber geschah es, die Menge wurde ein Teil meiner selbst, die Botschaft war da, sie musste nur verkündet werden.» Allerdings konnte sie nicht sehr lange hinreissende Reden halten; auch sie wurde verhaftet, samt ihrer Schwester Krischna. Nach ihrer Freilassung wurde sie in den Stadtrat von Allahabad gewählt. Fast zwei Jahre lang leitete sie den städtischen Erziehungsauschuss. Im Jahr 1937 wurde sie schon Kabinettsminister der Vereinigten Provinzen; sie übernahm das Gesundheitsministerium. Es kam der Zweite Weltkrieg. Sie legte 1939 wie alle übrigen Minister der Kongress-Partei ihr Amt nieder, was eine zweijährige Internierung zur Folge hatte.

Wieder freigelassen, organisierte sie Hilfsmassnahmen in Bengalen, das von einer Hungersnot bedroht war. 1943 starb ihr Gatte. Das Jahr 1944 brachte einen neuen Aufstieg. Sie unternahm damals eine mehrmonatige Vortragsreise durch die USA, wobei sie die Befreiung der asiatischen Völker von kolonialer Vormundschaft so beredt forderte, dass sie entscheidenden Einfluss auf die öffentliche Meinung der Vereinigten Staaten gewann.

Nach Kriegsende vertrat sie bei der Gründungsversammlung der Vereinigten Nationen ihr Land als Leiterin der indischen Delegation. 1946 war sie in gleicher Stellung bei der Vollversammlung der Vereinigten Nationen in New York tätig. Im Herbst 1947 wurde sie Botschafterin der Indischen Union in Moskau; dort wirkte sie fast zwei Jahre lang. Anfang 1951 wurde sie abberufen und von ihrem Bruder zum indischen Botschafter in Washington ernannt, und im Februar 1951 zusätzlich zur Botschafterin ihres Staates in Mexiko. 1951 hatte sie ausserdem eine indische Kulturmission nach Peking geführt und die Verbindung mit Rotchina hergestellt Diese Aemter und Missionen hinderten sie keineswegs, weiterhin Vertreterin der Indischen Union bei der UNO zu sein. — Ihre drei Töchter sind längst verheiratet; sie selbst ist bereits vierfache Grossmutter. Bezeichnenderweise wurden die beiden älteren Töchter, Lekha und Tara, im Wellesley College bei Boston erzogen, fern von England, die jüngste Tochter aber in Indien.

Widschaja Lakschmi Pandit, Witwe, Grossmutter, Widerstandskämpferin, vertraut mit westlicher und östlicher Denkart, sprachgewandt, zweifache Botschafterin, Präsidentin der UNO bis zum Herbst dieses Jahres, bekennt sich zur Politik der Gewaltlosigkeit Gandhis. Sie vertritt dessen ungeachtet eine wohlgerüstete Grossmacht. Es darf auch nicht verschwiegen werden, dass bei der Geburtsstunde ihres Staates, als die Briten abzogen, die Gewaltlosigkeit so heftig ins Gegenteil umschlug, dass eines der grössten und entsetzlichsten Blutbäder der Weltgeschichte angerichtet wurde. Dennoch ist Frau Pandit eine Jüngerin Gandhis. Zwar spinnt sie nicht die Fäden für ihr Gewand, denn ihre Handhabung der Spindel ist andersartig und die Fäden, die sie gesponnen hat, sind unsichtbar, doch recht fest: diese Fäden, die sie von Sowjetrussland, von Nordamerika, von Mexiko nach Indien gespannt hat. Man vergesse auch nicht, dass sie das zarte Gespinst geschaffen hat, das Rotchina und Indien verbindet.

Niemand weiss, ob diese Frau, die einen solch entscheidenden Einfluss auf den indischen Völkerstaat hat, zum Segen oder zum Unheil der Menschheit erschienen ist. Das werden einst die Historiker erkennen. Wir aber wissen, dass sie eine bewegende Kraft ist, welche die Welt verändert hat und verändern wird. Uns bleibt nur die Hoffnung, dass aus der Siegesgöttin eine Friedensgöttin werde; denn einzig und allein danach sehnt sich die Welt.

Dr. Hermann Seyboth

Aus «Die Welt der Frau» Stuttgart.

Von einer unbeliebten Sache

Ist Ihre Wehrsteuer bezahlt? Nein.

Nun hat der Staat seine «offiziellen Jagdhunde» lies Betreibungsamt auf Sie losgelassen. Ein Zahlungsbefehl ist in Ihrer hübschen (auf Abzahlung gekauften?) Wohnung eingetroffen. Diese Schande! Die Galle ist Ihnen übergelaufen.

Dann haben Sie dem Aerger Luft gemacht und den «schuldigen Beamten» und sein ganzes Amt — der Kuckuck soll es holen — mit allerlei trefflichen Titeln belegt. Was war anderes zu tun?

Nichts! Die Sache bestreiten? Nützt nichts, man schuldet es doch. Die Steuer zahlen? Ja ... sofort, wenn ich könnte. Aber da liegt doch der Haken, bei der Ebbe in der Kasse.

Die sollen warten! Das müssen sie! 20 Tage sowieso und in 3 Wochen ist Zahltag. Dann werde ich eine Anzahlung schicken. Damit müssen sie zufrieden sein.

Nie aber vergehen die Wochen und 20 Tage so schnell, als wenn die Zeit von einer gesetzlichen Drohung wie Wolken vor dem Wind getrieben wird. Kommt dann der Zahltag, erwartet und ersehnt, müssen die fälligen Raten des auf Abzahlung gekauften Staubsaugers, Kühlschrankes, Radios usw. bezahlt werden. Kinder müssen unbedingt neue Schuhe haben. Verwachsen und kaputt — geht nicht mehr. Und dann die zarte Andeutung des Ehemannes — man hat sie aufs Eis gelegt und nicht vergessen — es gäbe doch Dauerwellen für ewig herumhängende Haarsträhnen ... Nein, es langt beim besten Willen nicht für die Steuern, nicht einmal für eine grössere Anzahlung. Gelebt muss schliesslich auch sein! Fr. 10.— lassen sich erübrigen. Jeden Monat Fr. 10.—. Die müssen doch warten! Das ist doch Gesetz. (Eben nicht, liebe Frau!)

Aber es verstreichen nochmals 14 Tage, bevor die Fr. 10.— auf die Post kommen. Dann passiert das Unfassliche: Ein amtliches Chargée-Schreiben mit einem grossen, schon von weitem ungut aussehenden Stempel kommt ins Haus. Auch das noch! Das kann doch nicht mit der Steuergeschichte zusammenhängen. Die haben doch nun die Anzahlung (von gestern!). Das wäre mir noch.

Und doch ist es der Staat, der mit der Betreibung weiter fährt und die Pfändung verlangt hat. — Nun ist dem Fass der Boden aus. Wie ein Geschütz, kaum ist abgedrückt, schlägt die Kugel ein ... rast die gute Frau von Wut geladen, vom Aerger übernommen und Verdruss, von ihrer gerechten Sache und gutem Willen — den man nun so schändlich lohnt — überzeugt — auf das Amt. Es ist immer gut, wenn ein solches Amt etwas vom Zentrum entfernt ist, der Weg dorthin schon kann die allerschlimmsten Wogen etwas glätten und die grössten Wallungen des Gemütes ein wenig abdämpfen. Wer möchte sonst dort die ewig erbosten Schuldner empfangen? Mehr oder weniger sind sie alle misstrauisch, voll Argwohn und geladen von einem ihnen oft selber im Ursprung nicht bekannten Widerspruchsgeist.

Unterwegs zieht sie den Brief nochmals aus der Tasche. Dieser aufreizende Stempel! Gross und schön. Eine majestätische Frauensperson, die mit einer Krone auf dem Haupt, einem Schwert in der Hand, prächtig gewandet auf einem stolzen Throne sitzt. Das ist das «Familienwappen der Betreibungsämter» in der Schweiz. Sie wird nicht klug daraus und ärgert sich, was eine Frau als Symbol da zu tun hat. Eine Schweizer Frau, die hinten und vorn nichts zu den Gesetzen zu sagen hat.

Stimme und bürgerliches Recht wollen die Männer der Frau nicht zugestehen, aber als Stempelbild, gewiss, da darf sie herhalten. Diese «Logik» kann ihr Verstand nicht verarbeiten ...

Das Amt endlich, auf dem sie anlangt mit seinem Aktengeruch, seinen dicken unheilkündenden Büchern weckt ihre Sympathie nicht. Der Beamte ist nicht anwesend. Eine Angestellte, die allem Anschein nach Bescheid weiss, gibt Auskunft.

Nun legt sie los. Einer andern Frau gegenüber darf man das besser. Sie könne solche Ungerechtigkeit nicht verstehen, sie sei doch zu zahlen gewillt, habe eine Abschlagsrate bereits geleistet. Man möchte doch ein wenig Verstand und Einsicht haben und zuwarten. Dann diese Kostenmacherei und wie das aussehe vor den Leuten ... man solle ihr ja nicht ins Haus kommen, sonst ...

Nun musste ihr bestimmt und deutlich erklärt werden, dass man keinen Gläubiger zwingen kann, Ratenzahlungen anzunehmen. Natürlich sei es oft weitaus das Vernünftigste eine kleine Leistung anzunehmen und vielleicht so, doch nach und nach zum Gelde zu gelangen, als dann später mit leerem Pfandschein vorlieb nehmen zu müssen. Das liege aber ganz im freien Ermessen des Fordernden. — Das Betreibungsamt könne zwar in einem gewissen Stadium der Betreibung und in gewissen Fällen je nach Umständen Ratenzahlungen gewähren, die aber genau umschrieben sind im Gesetz, und die dann auch der Gläubiger annehmen muss.

Langsam, nach und nach begriff die gequälte Schuldnerin. Allzulange hatte der landläufige Be-

Das Signet der Schweizer Mustermesse 1954

Schweizer Mustermesse Basel 8.-18. Mai 1954

Der Richtbaum, der beim Aufrichtefest so stolz sich über dem Messeneubau erhob, wird in stark stilisierter Form das Signet der kommenden Schweizer Mustermesse vom 8. bis 18. Mai 1954 bilden.

Mit gutem Grund wurde dieses Sujet gewählt, denn die Errichtung des Erweiterungsbaues Hallen 10 bis 21 bildet das dominierende Ereignis des Messejahres 1953/54 und einen Markstein in der Geschichte der nationalen Leistungsschau in Basel. Das von Herbert Leupin gestaltete, augenfällige Signet wird sich als wirkungsvoller Hinweis auf den Neubau und die kommende Veranstaltung, mit der er in Betrieb genommen wird, im ganzen Lande einprägen.

Die roten Osterhasen

Eine nachösterliche Erinnerung

Jedes Jahr, wenn die Schaufenster der Konditoreien sich wieder mit all den Osterherrlichkeiten füllen, und wenn irgendwo auf dem Land oder sonst aus einem bescheideneren Schaufenster neben den vornehmen Schokoladenhasen noch einige kleine Zuckerhasen und Eier rot herausleuchten, muss ich an ein Jugenderlebnis zurückdenken, das in meinem Leben eine unauslöschliche Spur hinterlassen hat.

Wir waren unser vier Geschwister, in zwei Auflagen. Ein Bruder und eine Schwester vier und sechs Jahre älter als wir zwei Jüngern, ebenfalls Schwester und Bruder. Ich war der Jüngste, damals etwa elf Jahre alt. In den Osterferien hatten wir den Besuch einer Freundin meiner Schwester, die mein unzertrennlicher Spielkamerad war. Auf Ostern erhielt unser Ferienbesuch von ihrer Mutter ein kleines Paket voll niedlicher roter Zuckereier und Hasen, so wie sie damals — der noch nicht so schokoladenverwöhnten Jugend — etwas herrliches bedeuteten. Begleitet war der Inhalt von einem kleinen, weissen Zettel: «Fröhliche Ostern für dich und deine kleinen Freunde.»

Uns schien dieser Text so sonnenklar als nur etwas. Die «Kleinen» waren natürlich wir drei, die beiden, stets etwas hochnäsigen «Grossen» fielen uns bei der Teilung des kostbaren Gutes überhaupt gar nicht ein, und in heiligster Unschuld und mit grösster Wonne verschleckten wir den seltenen Genuss.

Aber da wollte es das Schicksal, dass der grosse Bruder am Ostermontag im Papierkorb nach einem weissen Zettel grub, und ihm dabei das kleine Briefleein an unsere Freundin in die Hände fiel. Wie alle grossen Brüder fühlte er sich zum Erzieher von uns Kleinen berufen, erhob ein grosses Geschrei über Unterschlagung von Ostergeschenken, lief zum Kadi, d. h. zu unserem sehr strengen Vater und behauptete dort, wir hätten sie, die beiden Grossen, einfach bestohlen. Kurzum, es gab ein Verhör, in dem ich hängen blieb, weil ich gesagt hätte, wir drei seien ja die Kleinen.

Darauf hin wurde ich am andern Tag in das Studierzimmer unseres Vaters zitiert. Ich wusste, was das bedeutete. Zuerst sprach er sehr ernst mit mir, gütig und väterlich über Ehrlichkeit, unbedingte Zuverlässigkeit dem Gut anderer gegenüber, und dass das, was wir uns, unter meinem Einfluss geleistet hätten eine regelrechte Unterschlagung, also etwas ganz Abscheuliches sei. Ich stand kerzengrad und stocksteif, die Hände an den Hosennähten vor ihm, gab keinen Ton von mir, schaute aber mit wachsendem Unbehagen auf eine frische, kräftige, grünlichbraune Haselrute, die Vater über sein Knie gelegt hatte. Bei solchen Verhören und Predigten sass er immer in seinem Lehnstuhl, und wir Kinder standen in Achtungstellung vor ihm. Schliesslich sagte er: «Es geht nicht anders, mein Kind, ich muss dich exemplarisch strafen, damit du dein Lebtag weisst, was dein und mein ist.» — Ich wusste was kam.

«Zieh die Hosen ab, und lieg auf den Bauch auf's Kanapee.»

Ich kochte vor Empörung, und schwor mir, keinen Ton von mir zu geben.

Eins, zwei, drei — sausten die ersten Hiebe über meinen armen Buben-«Hintern».

«Tut's weh» frug Vater und stoppte ab.

«Nein» antwortete ich voll Trotz, obwohl ich nur mit äusserster Energie jeden Ton hatte zurückhalten können.

«So — du Trotzkopf, dann braucht's halt noch einmal drei —»!

Ich merkte, dass Vater nun nicht mehr ruhig war, und die drei nächsten Hiebe sausten auch viel wuchtiger auf mich nieder — aber ich konnte jeden Schrei, jeden Schmerzenslaut zurückhalten. Ich biss fast ein Loch in das unter mir liegende Kissen, aber ich hielt durch — tonlos.

«Steh auf, geh in dein Zimmer, bis zum Mittagessen bleibst du dort — und nachher will ich nichts mehr von diesem verdammten Trotz merken. Verstanden?»

Ich war noch so froh, in meine kleine Bude gehen zu können, es war mir ganz schlecht vor Schmerz und seelischer Anspannung. Bäuchlings legte ich mich aufs Bett, machte kalte Umschläge auf meinen misshandelten Podex und überlegte mir von vorne bis hinten, und von hinten bis vorne «die Moral von der Geschichte». Es war das einzige Mal, dass Vater mich verhauen hat.

Nachher fing ein Martyrium von vielen, vielen Tagen an. Mein zerschlagener Sitzteil tat so unbeschreiblich weh, dass ich kaum wusste wie sitzen. Es war eine Qual, bei Tisch, in der Schule — immer wieder gab es Tadel und Verweise, weil ich mich auf die Hände stützte, mit steifen Armen, nur um die Schmerzen ein wenig versurren zu lassen. Mit einem aus Mutters Toilettentisch «geliehenen» Spiegel hatte ich die wunderbarsten Fresken in blau, gelb, grün und rot festgestellt an einer Stelle, die von der Natur ja zum Sitzen und nicht zum Bewundertwerden geschaffen worden war!

Item nach etwa 10 Tagen wagte ich mich wieder auf die Stelzen, altmodische, hohe Dinger, wie sie in der Camargue benützt wurden. Aber nach einigen Minuten fiel ich, da wohl noch etwas ungelenk, hinten hinaus auf das alte Hofpflaster. Das Unglück, das mich offenbar verfolgte, wollte, dass meine Mutter den Sturz sah, herbeieilte und absolut kontrollieren wollte, ob ich mir nichts verquetscht oder gebrochen hatte. Sie war sonst eher spartanisch orientiert, und duldete keine Wehleidigkeit. Ich wehrte mich, eingedenk meiner hintergründigen Fresken, musste aber zuletzt — o welche Schmach — zum zweiten Mal innert vierzehn Tagen meine Bubenhosen sinken lassen.

Als Mutter nun die Farbenpracht entdeckte war sie überzeugt, dass diese die Folgen meines Sturzes von den Stelzen war — was ja zeitlich unmöglich war! Ich versuchte, mich aus der Sache herauszuschwindeln, weil ich Vater nicht blosstellen wollte — aber schliesslich musste ich doch zur Wahrheit stehen. Mutter wollte es zuerst gar nicht glauben, dann liefen ihr dicke Tränen die Backen herunter — o wie wohl haben mir diese getan — und dann lief sie weg. Geredet wurde nie über die ganze Angelegenheit, aber an jenem Abend war der Vater merkwürdig zärtlich beim Gute-Nachtsagen und bei Tisch durfte ich von da an auf meinem Stuhl herumrutschen so viel ich wollte, bis das Sitzen wieder normal wurde.

Ja, die roten Osterhasen — sie haben mich vieles gelehrt — wertvolles für mein ganzes Leben: erstens einmal absolut ehrlich, korrekt und loyal zu sein auch in den allerkleinsten materiellen Dingen; und zweitens dann vor allem nie, und unter keinen Umständen zuzugeben, dass etwas weh tut. Denn dies geht niemand etwas an, und nur so kann man vor der Aussenwelt seine geistige Freiheit und seine seelische Selbständigkeit schützen.

Dass aber dabei neben der Dankbarkeit für die Vermittlung solcher Lebens-Philosophie auch noch ein kleiner Komplex gegen rote Zucker-Osterhasen zurückgeblieben ist, ist klar! Ich habe nie mehr einen auch nur angerührt, geschweige denn einem Kinde geschenkt.

Salomo

griff von der rechtlichen Annahme- und Wartepflicht bei Begleichung durch Ratenzahlungen in ihr gesteckt. (Leider noch in vielen.) Aufregung und Angst ebbten ab in ihrem Gemüt. Die klaren, unmissverständlichen Erläuterungen flössten ihr Vertrauen ein. Sie empfand es als wohltuend mit einer Frau, einem Menschen ihres Geschlechtes, der offensichtlich ihre Not begriff, zu verhandeln.

Nun war das Allerwichtigste gewonnen. Wenn man einmal das Vertrauen eines Schuldners besitzt, kann man arbeiten und zwar gut. Richtig nach Gesetz, zu Handen des Gläubigers und ohne den Schuldner die Härten der Paragraphen allzusehr fühlen zu lassen. Fast immer gelingt es in diesen Fällen mit der Zeit, die an sich völlig auseinanderstrebenden Begehren und Wünsche eines Schuldners und eines Gläubigers auf einen gemeinschaftlichen «Nenner» zu bringen, d. h. dem einen zu seinem Rechte zu verhelfen ohne den andern allzusehr zusetzen oder ihn sogar in seiner Existenz schaden zu müssen.

Warum denn in aller Welt, nun schon in drei Tagen gepfändet werden müsse? Das sei doch unerhört. Ob nicht eine zusätzliche Frist zu erlangen wäre? Ob eine mit Pfand belegte Sache abgeholt würde? Wer das tue? Man solle doch ein Einsehen haben, man möchte doch zahlen, nur im Momente gehe es eben nicht.

Alles Einwände und Reden, die Tag um Tag, zehn bis zwanzig Mal auf jedem Amt zu hören sind, die in ihrer Stereotypie einander gleichen wie Wassertropfen, für den erstmals Betriebenen aber unerhört eingreifend, neu und schwerwiegend sind.

Der Frau wurde nun klar gemacht, dass wie sich die Situation in der vorliegenden Betreibung ergebe, wohl eine Lohnpfändung in Frage komme. Neues Entsetzen ... neues Lamento.

Eine Lohnpfändung! ... So etwas Ungeheuerliches ... Im Geiste sah sie das gelbe Zahltagssäcklein leer — den Mann wutentbrannt — stellenlos — sich und die Kinder hungrig — obdachlos — Es war zu viel, verschlug ihr die Sprache. Statt des Redestromes flossen Tränen.

Die Angestellte beschwichtigte: So schlimm sei es jedenfalls nun nicht. Erstens könne nicht einfach der ganze Lohn weggenommen werden. Zweitens seien da genaue gesetzliche Vorschriften und ein Existenzminimum. Das Wort hatte die Frau noch nie gehört. Aber sie begriff es sofort. Je nach Umständen und Gegend sei dieses Existenzminimum verschieden und auch nicht gleich für Stadt und Land. Immerhin müsse es an jedem Ort dem Schuldner für den Unterhalt seiner Familie belassen werden.

Aber in der vorliegenden Betreibung könnte es noch einen Ausweg geben, damit von einer Lohnpfändung abgesehen werden könnte. Falls der Schuldner guten Willens sei, könnte sicherlich die verlangte Pfändung sonstwie vollzogen werden. — Der Schuldnerin fallen Steine vom Herzen. Halberstickt lautet die scheue Gegenfrage: «Ja, wie meinen Sie das?» Könnten Sie nicht irgend einen Gegenstand in Garantie geben, damit der Arbeitgeber Ihres Mannes nicht avisiert zu werden brauchte?» So würde dem Aerger, gar noch Streit oder einer voraussichtlichen Kündigung vorgebeugt. Was besitzen Sie an persönlichem Eigentum? Natürlich abbezahlt?»

Die Frau besinnt sich: Radio? Abzahlung, geht nicht. Esszimmer, Kühlschrank, Staubsauger, Teppiche ist alles abzuzahlen und noch nicht unser.

Haben Sie eine Versicherung? «Nein». Gold- oder Wertgegenstände? «Nein». Vielleicht ein Velo? «Ja». «Bezahlt?» «Ja!» «Mein Damenvelo, fast neu, vollständig bezahlt, steht vor der Tür. «Plattfuss.» «Schadet nichts, das würde konvenieren. Was wurde dafür bezahlt?» Fr. 380.— mit dem Zubehör.

Wir müssen es ansehen und taxieren lassen.

Und so geschah es, dass das Velo gepfändet wurde. Einen vollen Monat lang war nun wieder Stillstand. Wartefrist. — Bei zahlreichen Debatten am Mittagstisch war man sich aber schuldnerseits einig geworden, die nötigen Anstrengungen zur baldmöglichsten Begleichung zu unternehmen. Schon mit dem nächsten Zahltag, der Kosten wegen. Diese lasten gemäss Gesetz immer auf dem Schuldner, und je länger er säumt umso mehr werden ihrer.

Der Wille war sicher gut ... aber der Monat ging um ohne Zahlung. Man hatte ja wieder seine Ruhe und Unbill ist recht bald vergessen. Fünf Wochen — sechs Wochen — der Staat schien die Sache vergessen zu haben und man wiegte sich schon wieder in Sicherheit, als eines guten Morgens erneut ein gestempelter Brief einlief: Die Anzeige, dass das gepfändete Objekt verwertet werden solle. Rot, hübsch rot war nun dieser Zettel, die andern waren weiss und nachher gelb gewesen. Man hielts mit den Farben!

Nun erwachte bei der etwas leichten Gesellschaft doch wieder die Angst. Nein das Velo kann man nicht versteigern lassen. Das könnte ja für ein paar Franken weggehen, wir hätten nur Verlust und müssten doch weiter zahlen. — So machte sich die Frau erneut auf den unbeliebten Weg zum Amt. Die alte Frage, die so alt ist wie der Schuldner: Ob man nicht zuwarten oder ob man monatlich Fr. 10.— abzahlen könne? Es sei halt schon so, dass diese Zettel immer im dümmsten Moment ankämen.

«Leider nicht, es muss nun gezahlt oder eben die Versteigerung durchgeführt werden. Wenn der Schuldner sich aber zu regelmässigen Abschlagszahlungen an das Betreibungsamt verpflichte und die erste Zahlung geleistet hat könne die Verwertung hinausgeschoben werden, aber höchstens um sieben Monate. Der so erwirkte Aufschub müsse aber pünktlich eingehalten werden, sonst falle er dahin und die Verwertung müsse durchgeführt werden.

Die Vorschläge kamen der Schuldnerin gelegen, sie hätte sich gerne darüber gefreut, wenn sie nur im Besitze der Summe für die Erstzahlung gewesen wäre. — Aber nun kannte man auf dem Amte kein Erbarmen mehr, die erste Zahlung musste geleistet sein. Es half alles nichts, es musste ein Geldgeber aufgetrieben werden und die sind dünn gesät.

Diesmal musste der Mann die heikle Aufgabe übernehmen und er löste sie ziemlich rasch, so dass die verlangte Zahlung dem Amte übermacht werden konnte. Die grüne Aufschubbewilligung wurde ausgehändigt und man war erneut voller guter Vorsätze und versprach Pünktlichkeit. Nirgends wohl sind gute Vorsätze und Versprechen billiger zu haben, als auf einem öffentlichen Inkassobüro.

Die zweite Rate wurde pünktlich beglichen. Die Dritte vergessen. Das Amt musste zu drastischeren Massnahmen greifen, das ist das notwendige Uebel, ohne das der Verkehr zwischen Schuldner und Gläubiger meistens aussichtslos wäre.

Unerwartet setzte nun das gute Ende ein: Der Schuldner kam mit dem vollen Rest in barem Gelde angerückt, die Rechnung erstellt und bezahlt. Wie und woher wurde nicht gefragt. Wohl gabs noch etwas grosse Augen bezüglich der Kostenrechnung. Aber es war nun die letzte Bitterkeit. Die Sache war erledigt. Wirklich? Ja für den Gläubiger und das Amt, nicht aber für den Schuldner, der mit einem Gelddarlehen bei einer Bank ein neues Loch gemacht hatte um ein altes zu stopfen. Dieser Weg wird oft beschritten und es ist die sicherste Art nie mehr aus den Schulden heraus zu kommen, denn mit mathematischer Sicherheit kommt die Zeit wo jeder Gläubiger das Seine zurückverlangt, dann beginnt die Geschichte von vorne. Wer nicht mit Energie, Beharrlichkeit und persönlichen Einschränkungen gegen alles Schuldenmachen kämpft, unterliegt. — Es gibt Familien, in welchen man den Fluch des rechtlichen Inkassos vom Ur-Grossvater bis zum Enkel verfolgen kann. Ein scheinbar unabänderliches und hartes Geschick und es wird nur selten von einem Tapferen besiegt.

A. H.

Berufliche Weiterbildung

Ms. Die Zentralstelle für berufliche Weiterbildung der Kantone Appenzell, St. Gallen und Thurgau hat in Zusammenarbeit mit dem thurgauischen Frauengewerbeverband letzten Herbst und nach Neujahr in Weinfelden je einen Weiterbildungs- und Vorbereitungskurs auf die Damenschneiderinnenprüfung durchgeführt. — Die Teilnehmerinnen hatten im Herbst Gelegenheit, sich im Fach- und Schnittmusterzeichnen und in der Verarbeitung von Jacken und Mänteln weiterzubilden. — Nach Neujahr fand ein Kurs über Material- und Berufskunde und Abformen statt. — Am letzten Samstag nun hatten die Zentralstelle, der Frauengewerbeverband und der Arbeitslehrerinnen-Verein zu einem Vortrag von Herrn Alfred Linder, Betriebsleiter der Société de la Viscose Suisse, Emmenbrücke, über «Die Entwicklung der Kunstfaser bis zu den synthetischen Faserstoffen und ihre neuesten Anwendungsgebiete» eingeladen, der sehr gut besucht war. Da die Kunstseide erst 60 Jahre alt ist, kann ihre Entwicklung von der noch feuergefährlichen Nitrokunstseide (die nicht mehr fabriziert wird) zur Viscose-, der Bemberg- und der Azetatkunstseide, noch aus nächster Nähe betrachtet werden. — Während diese halbsynthetischen Kunstfasern aus Cellulose (Holz) hergestellt werden, werden die synthetischen Fasern wie Nylon, Perlon, Orlon, Grilon usw. aus Kohle beziehungsweise Steinkohlenteer, Wasser beziehungsweise Sauerstoff und Wasserstoff und Luft beziehungsweise Stickstoff und Sauerstoff fabriziert. Die Eigenschaften dieser synthetischen Kunstfasern sind sehr verschieden von denjenigen der Naturfasern. Sie sind reissfester und elastischer, nehmen jedoch weniger Feuchtigkeit auf. Doch hängt bei den synthetischen Stoffen die Saugfähigkeit noch sehr von der Webart ab. — Da die Produktion von Naturfasern mit dem Anwachsen der Bevölkerung nicht mehr Schritt halten kann, ist die Kunstfaser, die übrigens auch billiger ist, ein vollwertiger Ersatz, besonders dann, wenn jede Art dort verwendet wird, wo sie sich am besten eignet. Der Referent kam dann noch auf die Bearbeitung, die Behandlung, das Waschen, Bügeln dieser Gewebe zu sprechen und gab auf jede Frage erschöpfend Auskunft. Es war auch eine Musterkollektion neuer Gewebe aufgelegt, die mit viel Interesse begutachtet wurde.

Schöne Schuhe

Schuhe sollen nicht nur schön, sondern auch bequem und den Preis wert sein. Diese gut schweizerische Tradition pflegt der Ring der Spezial-Schuhfabriken, in dem die Firmen Elgg, Strub, Walder, Minerva und Fretz zusammengeschlossen sind. Anlässlich der kürzlichen Presse-Orientierung in Zürich zeigten die genannten Fabriken (unter denen sich übrigens die älteste Schuhfabrik der Schweiz befindet) ihre Frühjahrs- und Sommerkollektion, die sich an Gediegenheit und Solidität sehen lassen darf. Jedes einzelne Modell ist tragbar, nichts extravagant oder nur aufs Auge berechnet. Die Qualität des verarbeiteten Materials ist durchwegs erstklassig; bei den Herrenschuhen findet sich sehr viel Boxcalf, das teilweise unter dem neuen Namen Llama calf auftritt und in naturfarben und verschiedenen Brauns verarbeitet ist. Die Herrenschuhe, viel konservativer als die Damenschuhe, haben sich gegenüber dem letzten Jahr wenig verändert. Die Tessies und Loafers sind geblieben, und fürs Weekend und die Ferien ist eine formneue, aufgelokkerte Sandale mit leichter Gummisohle dazugekommen. Bei den Damenschuhen ist der Spielraum naturgemäss viel weiter; hier finden sich in allen modischen Farben Sandaletten, Pumps, Trotteurs, bequeme Sommerschuhe mit mittelhohem Absatz und die beliebten jugendlich flachen Modelle, die an Tanzschühchen erinnern und sich besonders für unsere jungen Mädchen eignen.

Für jeden Fuss und für jeden Geschmack bieten die fünf Firmen das Richtige, und wer Gediegenheit und Qualität für sein Geld schätzt, wird nicht fehlgehen, wenn er seine Wahl unter einer der oben genannten Marken trifft. Die Presse-Orientierung bewies übrigens den guten Ruf des Rings der Spezial-Schuhfabriken, indem Moderedaktoren aus der ganzen Schweiz gekommen waren, um die neuen Modelle zu besichtigen.

EvA

Kleine Rundschau

Was die Frau interessiert!

Hauskleider praktisch und elegant, in modischen Farben, Zierschürzen farbenfroh und gediegen; Berufsmäntel für Aerztinnen, Drogistinnen, Laborantinnen; Schwestern-Kleider und -Schürzen, liefert in guten Qualitäten W. Thaler, Spezialgeschäft für Berufskleider, Rennweg 18, Zürich 1, Telephon (051) 27 57 44.

Selbstverständlichkeiten?

Aus wie vielen kleinen Gewohnheiten und Fertigkeiten sich doch unser tägliches Leben zusammensetzt! Gedankenlos binden wir unsere Schuhe Tag um Tag, knöpfen den Mantel zu, rennen auf den 12.08-Zug.

Aber dort jenes behinderte, spastische Kind braucht Monate, bis seine fahrigen Hände eine Schlinge knüpfen können. Jener kleine Geistesschwache übt wochenlang an seiner Knopfleiste, bis er sein Hemd selbst zu schliessen versteht. Und auf immer bleibt für diesen Invaliden das Tempo seines Fahrstuhles seine Höchstgeschwindigkeit.

Es ist ganz in Ordnung, dass wir alle diese Kleinigkeiten einfach voraussetzen, ohne uns lange den Kopf darüber zu zerbrechen. Aber in diesen Tagen, da Pro Infirmis wieder aufruft zur Hilfe für die körperlich und geistig Behinderten, wollen wir auch an die denken, denen das Vollbringen solcher Kleinigkeiten ein ganz grosser Schritt ist auf dem Wege zur Selbständigkeit. Wir werden dann den Appell von Pro Infirmis nicht ungehört lassen können. Postcheck VIII 21 595, Zürich.

Das Parlament der Bundesrepublik Deutschlands in Bonn zählt 509 Mitglieder, davon sind 45 Frauen (8,9 Prozent). Die vorhergehende Wahlperiode zählte deren 38. 19 gehören zur Partei Adenauer, 21 zur Sozialistischen Partei, 3 zu den Freien Demokraten, und zum Verband der Ostflüchtlinge zwei. Die Stadt Berlin hat 5 Frauen gewählt.

Die neue deutsche Verfassung bestimmt die Gleichheit der Geschlechter, gleiche Rechte für Mann und Frau. Das Parlament muss daher das Zivilrecht, das Eherecht revidieren; in Erwartung des neuen Rechtes entscheidet der Richter nach dem Geist der Verfassung.

Dies reizt gewisse Abgeordnete, die sich bemühen, die Reform weitmöglichst hintanzuhalten. So werden die weiblichen Abgeordneten noch den Kampf aufnehmen müssen, um die Gleichheit der Geschlechter in Ehe und Familie durchzusetzen. Unter ihnen befindet sich eine erprobte Frauenrechtlerin, Marie Elisabeth Lüders, 75 Jahre alt, Dr. h. c. der Universität Berlin, freie Demokratin. Ihre Autorität ist sehr gross.

FS.

....das ganze Jahr Schweizerwoche mit Pic-Fein Speisefett

Berücksichtigt die Inserenten des Frauenblattes

Bieri-Möbel seit 1912 gediegen, preiswert Fabrik in RUBIGEN b/Bern

Filiale: Interlaken Jungfraustr. 38

Esge STRÜMPFE

führend in Qualität & Eleganz

Saupe & Gretler, St. Gallen

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren

Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70

Telephon 27 48 88
Filiale Bahnhofplatz 7

SAIS bietet mehr Vorteile!

SAIS-Cocosfett — Reines, schneeweisses Pflanzenfett. Ideal zum Schwimmendbacken. Auch für den empfindlichen Magen leicht verdaulich.

SAIS gelb — Das beliebte Universalfett, der Spartrick für jede Küche!

SAIS 10% Butter — Am meisten verlangt, weil besonders fein im Geschmack.

SAIS 25% Butter — Wegen seines herrlichen Butteraromas vom Feinschmecker bevorzugt.

SAIS-Oel — Das feine, goldgelbe Oel in der schwarzen Flasche.

Jede Hausfrau weiss: wenn Fett und Oel - dann SAIS!

14. Mai - 21. Juni BERN HOSPES 1954 Schweiz. Fremdenverkehrs- u. Internat. Kochkunst-Ausstellung
Bahnbillette: Einfach für retour

50 Jahrgänge mobilisiert

Ein gerechtfertigter Protest

Der Bundesrat hat am 26. Januar 1954 eine Verordnung über zivile Schutz- und Betreuungsorganisationen erlassen. Sie ist am 1. Februar in Kraft getreten.

Nach dieser Verordnung «hat jedermann im Alter vom 15. bis zum zurückgelegten 65. Altersjahr «ohne Unterschied des Geschlechts und der Staatsangehörigkeit» die ihm innerhalb der «zivilen Schutz- und Betreuungsorganisationen übertragenen Pflichten zu erfüllen und an den angeordneten Kursen und Rapporten teilzunehmen». Als Aufgaben werden vor allem genannt: Beobachtung und Alarmierung der Bevölkerung vor drohenden Gefahren, Hauswehren, Kriegsfeuerwehr, technischer Dienst wie Arbeiten in Hoch- und Tiefbau und Transporte, Kriegssanität und Obdachlosenhilfe. Die Oberleitung übernimmt das Eidgenössische Departement des Innern, den Vollzug in der Hauptsache aber das Militärdepartement.

Dieser bundesrätliche Erlass, der auf einen Schlag 50 Jahrgänge in eine allgemeine Dienstpflicht einbezieht, wurde bisher in der Presse kaum erwähnt. Er ist uns erst durch ein Schreiben der Militärdirektion von Basel-Stadt vom 19. März 1954 an die Basler Frauenzentrale bekannt geworden, in dem es u. a. heisst, dass die Frauen in den zu schaffenden Organisationen «ohnehin grosse Aufgaben übernehmen müssen». Die Organisation ist also bereits im Gange.

Die Unterzeichnete Vereinigung hat sich mit dieser Verordnung befasst und gelangt im Auftrag der Generalversammlung vom 30. März 1954 zu folgender Stellungnahme:

«Wir sind erstaunt, dass in einem Staat, wo alle wichtigen Interessen, angefangen beim Briefporto und dem Preis für Milch, Ruchmehl und Schweinefleisch in den Zeitungen ausgiebig diskutiert werden, dass in einem solchen Staat eine Verordnung in Kraft treten kann, die mit einem ganz anderen Griff in die Sphäre des einzelnen Staatsbürgers hineingreift, ohne dass die Oeffentlichkeit darüber entsprechend orientiert worden wäre.

Es werden die Minderjährigen, Kinder von 15 Jahren an, alle ohne Unterschied herangezogen, eingereiht, zu Uebungen und Rapporten aufgeboten. Haben die Eltern dazu Stellung nehmen können?

Es werden die Männer und Frauen der ältern Generation, die ein wohlbegründetes Recht haben, sich aus dem Arbeitsprozess zurückzuziehen oder die zum Teil schon ausgeschieden sind, wiederum eingespannt, ausgerechnet in einen Dienst, der körperliche Rüstigkeit mehr als ein anderer verlangt.

Mit Selbstverständlichkeit werden wiederum auch die Frauen einbezogen. Man erinnert sich wohl an ihre Hingabe und Leistungsfähigkeit, die sich in den vergangenen Kriegsjahren zu Nutz und Frommen des ganzen Landes bewährt haben. Die Frauen aber erinnern sich daran, dass man ihnen trotzdem die wiederholt begehrten staatsbürgerlichen Rechte beharrlich verweigert hat. Nun stehen neue Pflichten bevor, Pflichten, die in der Hauptsache das Eidgenössische Militärdepartement aufstellt und ausmisst, und dann erinnert man sich einmal mehr der Brauchbarkeit der Frauen und der von ihnen geschaffenen Organisationen.

Erstaunt es den Bundesrat, dass der Grossteil der Frauen der bestimmten Meinung ist, Gerechtigkeit und Billigkeit und demokratische Staatsklugheit sollten es nicht mehr länger zulassen, dass den Frauen Pflichten überbunden werden, ohne dass der Staat ihnen die vollen staatsbürgerlichen Rechte zugesteht?»

Die Vereinigung für Frauenstimmrecht
Basel und Umgebung

(aus Nationalzeitung Nr. 159)

Das Heim der A. S. Pr. in Vevey

Die Schweizerische Vereinigung der Gelähmten (Association Suisse des Paralysées, genannt A. S. Pr.) besitzt seit 1950 in Vevey, Ave de la Prairie 24, ein erstes Heim für ihre Mitglieder. Die Pläne, ein solches Heim zu schaffen, beschäftigten schon viele Jahre vorher die Behinderten, und in den Gesprächen untereinander klärten sich die Wünsche und Bedürfnisse ab. Doch erst, als die A. S. Pr. im Frühling 1950 das Haus in Vevey käuflich erwarb, konnten alle die gesammelten guten Ideen vorgebracht, geprüft und verwendet werden. Einen kleinen Heimfonds besass die A. S. Pr., den grossen Rest des Kaufpreises beschaffte sie sich zum Teil durch Herausgabe von zinslosen Anteilscheinen. Ferner wurden vielerlei Werbeaktionen durchgeführt, und die Mitglieder der A. S. Pr. denken mit grosser Dankbarkeit an die tätige Mithilfe und die vielen kleinen und grossen Geschenke von Seiten ihrer Verwandten und Freunde, sowie an die Gaben aus Kreisen der Industrie und von sozialen Institutionen.

In zwei Etappen wurde das Haus umgebaut, wobei man zuerst hauptsächlich die Räumlichkeiten im Hochparterre und im Obergeschoss entsprechend einrichtete. Später wurden im Erdgeschoss noch zwei Zimmer ausgebaut, ein Lift kam dazu, der den Gästen erlaubt, vom Garten her ohne Stufen jeden gewünschten Raum des ganzen Hauses zu erreichen. Die gelähmten Gäste, unter denen es einige gibt, die keinen Schritt gehen können, sind mit ihren amerikanischen Fahrstühlen ganz unabhängig; jeder Raum ist in seiner Ausgestaltung ihren eigensten Bedürfnissen weitgehendst angepasst, es gibt keine Schwellen und die Türen sind breit genug zum hindurchfahren. Im grossen Garageraum stehen die Dreiräder, die für Ausfahrten benützt werden, bequem erreichbar auf dem Wege vom Lift zur Ausgangstür.

Das A. S. Pr.-Foyer hat in seinem jetzigen Zustand einen Wert von zirka 130 000 Franken, es besteht aus 16 Räumen mit allen notwendigen Dépendencen, verteilt auf drei Stockwerke.

Eine Directrice betreut das Heim, ihr zur Seite steht das «Comité du Foyer», dessen Präsidium auch eine Frau innehat, und diese zwei Instanzen, Directrice und Comité entscheiden darüber, wer Aufnahme im Foyer findet, sobald wieder einmal ein Platz frei wird. Der Directrice zur Hilfe im Haushalt sind noch eine Köchin und ein Hausmädchen angestellt, dazu kommt noch wöchentlich einmal eine Waschfrau.

Das Foyer kann 15 Gäste aufnehmen (7 weibliche und 8 männliche sind es gegenwärtig), die in Einer-, Zweier- und Dreierzimmern wohnen. Die meisten der Gäste arbeiten irgendetwas, auch wenn es oft recht mühsam geht, so können sie doch damit einen mehr oder weniger grossen Teil ihres Lebensunterhaltes selbst verdienen. So sind sie in der Schneiderei, im Nähatelier oder an der Handstrickmaschine tätig; ein Mann flicht neue Stuhlsitze und Lehnen. Zudem nimmt das Foyer alle gebrauchten Postmarken mit Dank an und verwertet sie weiter; ausserdem ist es eine Sammelstelle von Heimarbeiten gelähmter Mitglieder und zwei Gäste fahren regelmässig mit den verschiedenen Waren auf die Märkte der umliegenden Orte.

Im Foyer gibt es auch ein sehr gut ausgestattetes und ganz neuzeitlich eingerichtetes Dactylo-Service, und die beiden Gelähmten, die dort arbeiten führen alle Aufträge sehr rasch, sauber und einwandfrei aus. Bei der Ausstattung des Dactylo-Service und bei der Anschaffung der Maschinen für das Nähatelier half PRO INFIRMIS der A. S. Pr. mit namhaften Beiträgen, wofür wir dieser Institution von ganzem Herzen dankbar sind.

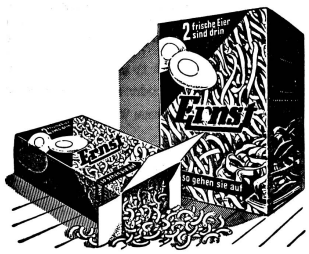
Trotzdem die Pensionspreise sehr niedrig sind — für die Einer-Zimmer 6.60 Franken, für die übrigen 6 Franken — und obwohl die A. S. Pr. pro Tag und Gast 2 Franken zusätzlich aufbringen muss, gelingt es nur wenigen Foyer-Gästen, allein für ihren Unterhalt aufzukommen, teils weil sie noch zu wenig Aufträge haben, oder weil sie gesundheitlich mit dem besten Willen nicht mehr leisten können.

Das A. S. Pr.-Foyer in Vevey ist kein Asyl, in das man aus irgend einem Grunde eingewiesen wird, sondern es ist ein wirkliches Heim. Wie die A. S. Pr. konfessionell neutral und sprachlich gemischt ist, so wird es auch im Foyer gehalten; der Geist unter den Gästen ist fröhlich, kameradschaftlich und gewürzt mit einem erfrischenden Humor.

Wie sehr die Gründung solcher Heime für noch arbeitsfähige Gelähmte und Invalide einem Bedürfnis entspricht, ersieht die A. S. Pr. aus den vielen Aufnahmegesuchen, denen sie aus Platzmangel nicht zu entsprechen vermag. Es ist daher eine der vornehmsten Aufgaben der A. S. Pr. auf die Gründung von weiteren derartigen Heimen hinzustreben.

Elisabeth Ziegler-Kaiser

Ernst Frischeier-Teigwaren!



werden auch Sie begeistern, denn:

Die Besten sind die Billigsten!

Robert Ernst AG, Kradolf

Auch Appenzell?

Nachdem schon im letzten Jahrhundert die Kirchen der welschschweizerischen Kantone die Frauen zur Mitarbeit herangezogen haben, sind in den letzten Jahrzehnten die meisten deutschschweizerischen Kantone nachgefolgt und haben den Frauen ihrer Kirchgemeinden das aktive und passive Wahlrecht verliehen. Und nun soll, als einem der letzten, auch im Kanton Appenzell A. Rh. diese Frage zur Abstimmung kommen und zwar Sonntag, den 2. Mai.

Kirchenrat und Synode empfehlen den stimmfähigen Bürgern der Kirchgemeinden warm die bezügliche Revision der Kirchenordnung, die ja noch keine Gemeinde zwingt den Frauen das Stimm- und Wahlrecht in Angelegenheiten der Kirchgemeinden zu gewähren, die nur den einzelnen Gemeinden, die dies wünschen, die Möglichkeit geben soll, dies zu tun. — Die Frauen haben durch ihre Aufklärungs- und Diskussionsabende, und angeschlossener Abstimmung im Winter 1953 deutlich bewiesen, dass die überwiegende Mehrheit der mit der Landeskirche verbundenen Frauen diesem Ruf folgen möchten. (Die Zahlen wurden seinerzeit im Frauenblatt veröffentlicht.)

Aber nun liegt das Schicksal dieser Neuordnung in den Händen der Männer, auch in den Händen derjenigen Männer, die der Kirche durchaus fern stehen, auch sie können durch ihr «Nein» an der sonntäglichen Abstimmung verhindern, dass die Frauen, die sich mit Freuden in den Dienst der Kirche stellen möchten, dies tun!

Auf welche Seite wird das Zünglein der Waage ziehen? Wir wünschen den Appenzeller Frauen von Herzen, dass ihren Wünschen Erfolg beschieden sei.

El. St.

Vom ersten Schultag

Voll kindlicher Erwartung kommen die Buben und Mädchen ins Schulhaus, neben ihnen nachdenklich die besorgten Mütter. Viele guten Wünsche steckten sie neben die herrlichen Butterbrote in den Schulsack. Wie wird mein Kind in der Schule sein, wird es fleissig arbeiten, Interesse und Fähigkeiten für das blühende Geschäft des Vaters zeigen? Bangen und Hoffen ringen miteinander. Nicht jede Mutter verlässt die Schulstube wie Gotthelfs Anna Bäbi Jowäger, das über die Klasse blikkend dachte, so eins wie ihr Jakobli sei doch keines da, so gschyd u schön.

Während der ersten Stunde wohnen die Mütter gewöhnlich der Einführung bei, und die Lehrerin ist froh, ihnen noch allerlei Winke geben zu können die Schulzeit und Ordnung betreffend: dass sie sich stets erkundigen möchten: Wie isch es g'gange? Was heit dir gmacht? Hesch o Ufgabe? Letztere werden sie mit den Kindern besprechen und nachher durchlesen oder abhören. Das Interesse der Eltern für die Aufgaben ist von grösster Wichtigkeit. Beiläufig weist die Lehrerin auch auf die nötige Ruhe im Elternhaus hin und bittet, Abende und Sonntage nicht mit Zerstreuungen aller Art auszufüllen. Die Mütter treten den Heimweg an, aber manch eine kommt noch mit einem Anliegen: Da ist der Geörgi, der so unter Föhn und Asthma leidet und im Turnen geschont werden sollte. Von Nachtwandel ihres Fritzli weiss eine zartgebaute Frau zu erzählen, sie ist wegen der Schule mit grosser Sorge erfüllt. Es folgt die erste Schulstunde, die Lehrerin ist mit den Kindern allein. Schon zeigen sich die verschiedenen Temperamente. Es lachen und schwatzen die Unbeschwerten, leise und schüchtern antworten die Aengstlichen. Durch die Kleidchen hindurch sieht man fast die Herzchen schlagen. «Vielstimmig» und erlösend ertönt nun unser Gesang: Roti Rösli im Garte... Der Bann löst sich, man hat in der neuen Gesellschaft schon etwas Gemeinsames gefunden. Auf die Frage der Lehrerin: Wer kann etwas allein singen? fliegen etliche Händchen in die Höhe.

«Ich kann etwas aus der ‚Lustigen Witwe'», tönt es aus der hintern Bubenreihe, und drauf los singt das Kind des Künstlers Stücke aus der Operette. Ein anderes jodelt mit heller Stimme: Un es Spinnrad un e Bettstatt un e tschäggleti Chue, das schänkt mir mi Aetti, wenn i hürate tue. Andere Lieder, teils gesungen, teils gesprochen, folgen. Im Nu ist der Vormittag zu Ende. Ihm folgen andere und lenken über vom frohen Spiel zu ernster Arbeit, aber über allen leuchtet die Heiterkeit, die den grauen Alltag zu einem sonnigen macht. M. B.

Von Vereinsberichten, Platzmangel und Nöten der Redaktion

Wie schon oft wurde in unserer letzten Vorstandssitzung die Gestaltung unseres Blattes eingehend diskutiert und speziell auch von der Berichterstattung der Vereine gesprochen. Gerade diese Frage brennt uns auf der Seele, und so setze ich mich trotz der Osterfesttage an den Schreibtisch und möchte mich mit unsern Leserinnen unterhalten.

Worin besteht denn hier überhaupt das Problem? werden viele von Ihnen fragen. Je nach dem Standpunkt hat die Frage ein sehr verschiedenes Aussehen.

Da haben wir zuerst einmal die Leserinnen. Die einen finden schlechthin alle Vereinsberichte langweilig und überflüssig. Die andern möchten über das ganze Leben unserer Frauenvereine, kleine und grosse, lokale und schweizerische, eingehend orientiert sein. Eine Mittelgruppe interessiert sich vor allem für die grossen schweizerischen Vereine oder wünscht kurze Berichte.

Dann haben wir aber auch die Vereine selber. Ihnen kann es nicht gleichgültig sein, ob man von ihrer Arbeit zu hören bekommt oder nicht, und vor allem möchten sie auch wieder von andern hören, weil dies Ideen und Anregungen geben kann. Sie wünschen natürlich möglichst viele Berichte.

Und endlich gibt es auch noch eine Redaktion und einen Vorstand. Unsere Aufgabe muss es sein, berechtigte Kritik zu berücksichtigen und alle Teile nach Möglichkeit zufrieden zu stellen. Wir müssen aber auch daran denken, dass die Platzfrage unserer Redaktorin oft grosse Sorgen macht.

Endlich hat die ganze Sache auch noch eine finanzielle Seite. Wer Berichte schreibt, möchte dafür gerne bezahlt sein; wir aber müssen unsere Finanzen hüten.

Sie werden mir nun zugeben, dass man tatsächlich von einem Problem sprechen kann und dass es nicht leicht ist, alle diese verschiedenen Interessen unter einen Hut zu bringen. Wir wollen nicht behaupten, das Ei des Columbus gefunden zu haben, glauben aber doch, dass unsere Lösung allen Beteiligten nach Möglichkeit Rechnung trägt. So sieht diese Lösung aus:

Ausführliche Berichte möchten wir vor allem von den grossen, schweizerischen Verbänden bringen, da deren Arbeit die Allgemeinheit am meisten interessiert. Aber auch die lokalen Vereine sollen zum Worte kommen; nur möchten wir bitten, dass sie ihre Berichterstattung knapp fassen, die immer wiederkehrenden Geschäfte unerwähnt lassen, dafür aber von jener Arbeit sprechen, die allgemeinen Interesse begegnet und andern Anregung bringt. — Vereinsberichte können wir grundsätzlich nicht honorieren, und wir sind überzeugt, dass unsere Vereine dies verstehen, da wir ja die Berichte vor allem in ihrem Interesse bringen. Sicher findet sich ja unter den Vereinsmitgliedern jemand, der die Berichterstattung übernimmt, oder dann schickt uns der Vorstand ein kurzes Resumé. Ausnahmsweise allerdings wird sich eine Honorierung rechtfertigen, wenn ein Artikel seinem Inhalte nach über eine blosse Berichterstattung hinausgeht.

Dürfen wir hoffen, dass alle Teile von diesen neuen Richtlinien befriedigt sind und unsern guten Willen, allen gerecht zu werden, spüren?

Für den Vorstand der Genossenschaft
Schweizer Frauenblatt:
Dr. Elisabeth Nägeli

Bern Hospes 1954

Vom 14. Mai bis zum 21. Juni 1954 wird in Bern eine internationale Kochkunstausstellung, die gleichzeitig eine schweizerische Fremdenverkehrsausstellung ist, zu sehen sein. Das aus dem Lateinischen stammende Wort Hospes bedeutet «Gast». Die letzte internationale Kochkunstausstellung in der Schweiz war die Zika im Jahre 1930 in Zürich, welche auch vom berühmten Kochkünstler Escoffier besucht wurde. Viele werden sich noch an diese Ausstellung erinnern und sich freuen, ähnliches wieder zu erleben und Anregung zu erhalten.

Auf dem Ausstellungsareal, das eine Fläche von 170 000 Quadratmetern umfasst, herrscht reger Betrieb. Eine rund 50 Meter hohe Leuchtnadel ragt in den Frühlingshimmel. Die Gärtner zaubern prächtige Gebilde her, es wird eine Freude sein, sich nach den meist anstrengenden Gängen durch die vielen Hallen im Grünen zu erholen; für genügende Sitzgelegenheiten dafür wird gesorgt.

Aus dem Ausland wurde eine erfreuliche Beteiligung gemeldet. Die literarische Abteilung der Hospes veranstaltete einen Wettbewerb für Werke der Gastronomie und Kochkunst. Gold-, Silber- und Broncemedaillen wurden vergeben. Amerika, Belgien, National-China, Deutschland, Frankreich, Monaco, Oesterreich und die Schweiz beteiligten sich erfolgreich an diesem Wettbewerb. Eine seltene und gediegene Daumier-Sammlung, alles Bilder, die sich auf die Gastronomie beziehen, ist der Hospes zur Verfügung gestellt worden. Auch werden wir die schönsten Tafelservices bewundern können, so eine echte, für 13 Personen berechnete chinesische Prunktafel, berühmte Tafelservices aus feinstem holländischem Delfterporzellan und vieles mehr.

In schweren Zeiten ein rechtes Frühstück. Dann kommen wir nicht so rasch aus dem Geleise.
OVOMALTINE
hebt die Widerstandskraft.
OVOMALTINE stärkt auch Sie.

hundert mit seiner bewegten Geschichte war wie vielleicht kein anderes auch gekennzeichnet durch das Wirken einiger bedeutender Frauen, und ausser an den Höfen der grossen Maria Theresia und Friedrichs von Preussen spielten verschiedene Frauenhände illegitim auf dem Schachbrett der Weltgeschichte. Wie alle Amalthea-Biographien ist auch dieser Band sehr schön mit 17 Bildern ausgestattet.

El. St.

Anna Dorothea und Der Ring der Elisabeth Tucher, von F. M. Kutlmann. Verlag Christliches Verlagshaus Stuttgart.

Jeder Band kann für sich allein genossen werden, aber zusammen bilden sie ein schönes Ganzes. Der Geist der beiden Bücher wird gekennzeichnet durch das Motto des ersten Bandes: «Wenn ich auf mein Leben zurückschaue, bereue ich eigentlich nur die Stunden, in denen ich mich gesorgt habe.» Im Mittelpunkt steht die blinde Mutter Anne, um die sich die Erlebnisse und Schicksale einer tüchtigen schwäbischen Bauernfamilie konzentrieren. Zwei gute Bücher, die einfache und doch bewegte Geschichte ihrem protestantischen Glauben treu verbundener Menschen.

El. St.

Und Venus regiert, Bianca Cappello, von André Ransan, Amalthea Verlag Zürich-Leipzig-Wien.

Es ist der leidenschaftliche und abenteuerliche Roman der bildschönen Bianca Cappello. Strenge, abgeschlossene Erziehung im vornehmen Venezianerhaus, Verführung und Entführung durch den Florentiner Bonaventuri, diplomatische Verwicklungen zwischen Venedig und Florenz. Während derselben verliebt sich Francesco, der John Cosimo I, Fürst von Toscana, in Bianca, die schliesslich durch ihn Grossherzogin von Toskana wird. Ein Frauenleben voll Liebe, Leidenschaft, Skruppellosigkeit, wie die Zeit der Hochrenaissance in Italien verschiedene aufweist, ein Leben, das schliesslich durch Gift, das ihrem gefährlichsten Gegner zugedacht war, gewaltsam zu Ende geht.

Ein ungeheuer spannend geschriebenes Buch, das immerhin mit einer gewissen Auswahl in bezug auf Jugendliche zu verschenken ist.

El. St.

Nannerl, Mozarts Schwester, von Walter Hummel, Amalthea Verlag Zürich-Leipzig-Wien.

Es ist ein Gedenkbuch zum 200. Geburtstag des Nannerls, Mozarts geliebter, ebenfalls musikalisch hochbegabter Schwester. Mit Vater und Bruder machte sie grosse Reisen, und verzichtete schliesslich diesen zuliebe auf ihre musikalische Laufbahn. Das heisst, wenn die Familien-Finanzen, was öfters vorkam, wieder auf null standen, half sie durch Stundengeben nach. In einer Vernunftehe, in der sie eine Reihe Stiefkinder antrat, denen sie wie den eigenen eine treue Mutter war, opferte sie sich in aller Stille stets für die Ihrigen auf. Das Alter brachte ihr Blindheit, und ihr Leben geht unbemerkt und ungewürdigt zu Ende; ein Leben, das doch so viel für die Entwicklung eines unserer bedeutendsten Komponisten bedeutet hat. Ein schönes, auch für die herangewachsene Jugend empfehlenswertes Buch.

El. St.

Uns Frauen wird und muss der Kochwettbewerb der Hausfrau — das sind wir ja alle, auch die Unverheirateten — interessieren. Nicht nur die gastgewerblichen Kreise sollen Gelegenheit haben, ihre kulinarischen Kunstwerke zu zeigen, sondern auch den Frauen wird Gelegenheit geboten werden, ihre Küchenspezialitäten dort herzustellen und im Kochkunstpavillon auszustellen. Es kommen in Frage verschiedene Landes- und Kantonsspezialitäten, Gerichte nach alten Rezepten, Hausspezialitäten, Süsspeisen usw. Zeigen wir also, was wir können, nicht dass uns die Männer den Rang ganz ablaufen. clw.

Veranstaltungen

Rigiblick-Tagung

Sonntag, den 2. Mai 1954, in Zürich

Die Verwertung einer schweizerischen Obsternte bietet von Jahr zu Jahr grössere Schwierigkeiten. Die Exporte sind erschwert, die Importe von Südfrüchten aber werden immer grösser. Es ist eine Notwendigkeit, dass sich der Obstgenuss im eigenen Lande steigert. Das liegt auch im Interesse der Gesundheit und Leistungsfähigkeit unseres Volkes.

Die Rigiblicktagung vom 2. Mai (Beginn 10 Uhr) stellt sich in den Dienst dieser Aufgabe.

Ueber das Obst in der neuzeitlichen Ernährung spricht grundlegend Dr. med. A. Jung, Dozent für Ernährungslehre.

Nach dem Mittagessen werden vier Frauen die praktische Seite der Obstnahrung auf vielseitige Weise, teils mit Ausstellungen, erläutern.

Der Besuch dieser interessanten Tagung sei jedermann bestens empfohlen.

Zürich: Zürcher Frauenzentrale. Mitglieder- und Delegiertenversammlung Mittwoch, 28. April 1954, 15 Uhr, im Lyceumclub Zürich, Rämistrasse 26, beim «Pfauen». 1. Protokoll. 2. Verschiedene Mitteilungen. 3. Dr. W. Rickenbach, Sekretär der Schweiz. Gemeinnützigen Gesellschaft: **«Familienferien — eine dringende soziale Aufgabe».** Frl. Hanni Zahner: **«Aus der Arbeit der neugegründeten Zürcher Ferienberatungsstelle.** Aussprache.

Zürich: Arbeitsgemeinschaft «Frau und Demokratie»: **Jahresversammlung** Samstag, den 8. Mai 1954, vormittags 10.30 Uhr, im Zunfthaus zur Waag, Münsterplatz 8, 2. Stock. Traktanden: 1. Statutarische Geschäfte. 2. Vortrag von Herrn Dr. Bieri, Redaktor in Zürich: «Aktuelle Probleme der schweizerischen Politik». Beginn um 11.15 Uhr. Um 12.30 Uhr: Mittagessen im Zunfthaus zur Waag. III. Um 14 Uhr: Wiederbeginn der Verhandlungen, Diskussion über die Reorganisation der Arbeitsgemeinschaft. Der Vorstand.

Radiosendungen

25. April bis 1. Mai 1954

sr. Montag, 26. April, 14 Uhr: «Notiers und probiers.» — Mittwoch, 28. April, 14 Uhr: «Wir Frauen in unserer Zeit». Berichte aus dem In- und Ausland. — Freitag, 30. April, 14 Uhr: «Die halbe Stunde der Frau». 1. Dr. Tina Keller: «Geistige Gesundheitspflege»: Vom Haushalten mit den Kräften. 2. Alice Bickel: Weisse, schwarze, gelbe Kinder». Eine amerikanische Schule in Deutschland. 21.40 Uhr: «Aus unseren Frauen-Halbstunden»: «Die türkische Frau.» Ein Hörbild von Karl Heinz Rabe. — Samstag, 1. Mai, 17.30 Uhr: «Die halbe Stunde der berufstätigen Frau»: Gemeinsame Ziele. Orientierung über die Frauen in den Gewerkschaften und Berufsverbänden.

Fernseh-Sendungen

für die Woche vom 25. April bis 1. Mai 1954

Alle Tage: Tagesschau

Sonntag, 25. April, 12 bis 12.30 Uhr: Mitübertragung einer Sendung des Deutschen Fernsehens aus Basel: Der internationale Frühschoppen mit Journalisten aus fünf Ländern. 15 bis 17 Uhr: Direktübertragung aus Basel: Fussball-Länderspiel Deutschland - Schweiz. Kommentar: Dr. Ernst und Jean-Pierre Gerwig. 20.30 bis ca. 21.30 Uhr: Ein Tempel versinkt: Abu Simbel. Kommentar: Dr. Guido Frei — Kamera auf Reisen: Bolivien (Film) — Du und Du: Orchesterfilm.

Montag, 26. April, 20.30 bis ca. 21.45 Uhr: Komm und sieh die Welt: Der Atlas, Kommentar: Dr. E. Tilgenkamp — Bei uns zu Gast: Les Coquelicots de Saint Paul — Les Lax und der Handharmonikaclub «Stadt Zürich».

Dienstag, 27. April, 20.30 bis ca. 21.45 Uhr: «Pass uf!» Verkehrs-Wettbewerb — Besuch im Landesmuseum — Wer häts, Unser Fernsehrätsel mit Silvia Lüdi und Harro Lang. 1. Preis: Ein Fernsehapparat.

Donnerstag, 29. April, 20.30 bis ca. 21.45 Uhr: Wir haben fürs Fernsehen einstudiert: «Casane», ein Drama in drei Bildern nach einem altjapanischen Nò-Spiel von Walter Lesch. Es spielen: Alice Lach, Eva Langraf, Ettore Cella, Raimund Bucher und Walter Richard.

Freitag, 30. April, 20.30 bis ca. 21.45 Uhr: Malariabekämpfung (Film) — Jungtiere im Zoo (Film) — Geschichten aus dem Wiener Wald (Film).

Samstag, 1. Mai, 20.30 bis ca. 21.45 Uhr: Unsere Bundesbahnen. Kommentar: W. Blickensdorfer — Fröhlich, heiter und so weiter mit Schaggi Streuli, dem Trio Ammann, den «3 Petras» und der Kapelle Hans Ribary.

Redaktion:
Frau El. Studer-v. Goumoens, St. Georgenstrasse 68, Winterthur. Tel. (052) 2 68 69

Verlag:
Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt», Präsidentin: Frl. Dr. E. Nägeli, Trollstrasse 28, Winterthur

NOREDUX ist für ihre Wäsche was die Handschuhe für Ihre Hände - - Schutz vor dem Schmutz!

Nicht, dass mit NOREDUX behandelte Wäsche nicht mehr schmutzig würde, aber NOREDUX hat die erfreuliche Eigenschaft an Stelle des Gewebes den Schmutz aufzufangen.

Und gerade so, wie Sie den Schmutz mit dem Handschuh von Ihrer Hand streifen, - genau so nimmt ihn **bei jeder Wäsche** das sich lösende NOREDUX mit fort!

Mit dem Qualitätszeichen des Schweiz. Institutes für Hauswirtschaft ausgezeichnet.

Darum ist es so wichtig, daß sich die verwendete Appretur bei jedem Waschen restlos löst - !

Noredux

BLATTMANN & CO, WÄDENSWIL

Paket Fr. 1.40 da lohnt sich der Versuch.

- Nur so werden Ihre duftigen Blusen und Sommerkleidchen, Ihre Herrenhemden, Tischwäsche und Vorhänge wirklich nach jeder Wäsche wieder blütenrein, farbenfrisch und im Griff so herrlich wie neu!

HANS KASPAR A. G.
Trusttreie Speisefettfabrik
Zürich 3/45
Telephon (051) 33 11 22 Ipsophon (051) 33 11 27

SCHOL ESSIG

der erstklassige naturreine Gärungsessig

Schol-Essig AG. Zürich
Tel. 23 44 43

Weinessig «Boness»
mild und mittelstark

Weinessig «Spezial»
stark, ausgiebig, aromatisch

Obstessig und Speiseessig
mild und mittelstark

Kräuteressig

Der empfindliche Magen braucht
reines Pflanzenfett «Schweizer Perle»

Ein Kochfett Ia

das nicht enttäuscht

SPEISEFETTWERK SCHWEIZER-PERLE AG. ZÜRICH

Wenn Sie möchten, dass Ihre
HANDTASCHE
vom letzten Jahr wieder glänzt und leuchtet
wie neu,
dann empfehlen wir Ihnen
SOLITAIRE

Solitaire Polish für schwarze, braune und andersfarbige Taschen und für alle Lederarten (ausgenommen Wildleder).

Solitaire White für weisse Taschen aus Leder, Kunstleder oder Stoff, stösst Schmutz ab und färbt nicht.

Drogerie Finsler im Meiershof AG.
Münstergasse 18, Zürich, Tel. 24 47 50
Wo noch nicht erhältlich, bitte durch Postkarte direkt bestellen.

ARM
-Webrahmen
-Tischwebapparate
-Handwebstühle
gewährleisten ein angenehmes und vielseitiges Weben
Verlangen Sie Prospekte
WALTER ARM, Webstuhlbau, **BIGLEN/BE** Tel. (031) 68 64 62

HACO QUALITÉ
schont Ihr Portemonnaie

Zum guete Zvieri
Braustube Hürlimann
Bahnhofplatz Zürich

25 Jahre Gipfelstube
Und immer wieder der feine Kaffee-Spezial mit dem Spez. Gipfel in der
Gipfelstube - Marktgasse 18 - Zürich

Sind Sie
IM BERUF UND ZU HAUSE

zweckentsprechend gekleidet? — Besuchen Sie uns unverbindlich.

Unsere grosse Auswahl in Zierschürzen, Hauskleidern u. Mäntel für jeden Beruf enthält auch für Sie das Passende.

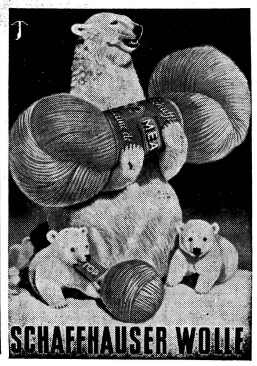
Thaler Spezialgeschäft für Berufskleider
Rennweg 18, Zürich 1. Tel. (051) 27 57 44

Inserieren bringt Erfolg

BE CO SCHAFFHAUSERSTR. 32 ZÜRICH TEL. 051/26 23 81
Das Spezialgeschäft für **Tapeten + Vorhänge**
Jakob Benz & Co.

Inserieren bringt Gewinn

Für den gepflegten Tisch
die schöne Tischwäsche, ecru, farbig oder blendend weiss. Wir senden gern Muster davon.

Pfeiffer & Cie.
Wäschefabrikation, Mollis
Zürich, Pelikanstr. 36, Tel. 25 00 93

Wappenscheiben
sind Geschenke für jeden Anlass
Ihre Anfertigung übernimmt
Hans Schläfli Glasmaler und Heraldiker
Basel, Güterstrasse 264 Tel. 34 53 61
Atelier: Frobenstrasse 62 Tel. 34 49 68